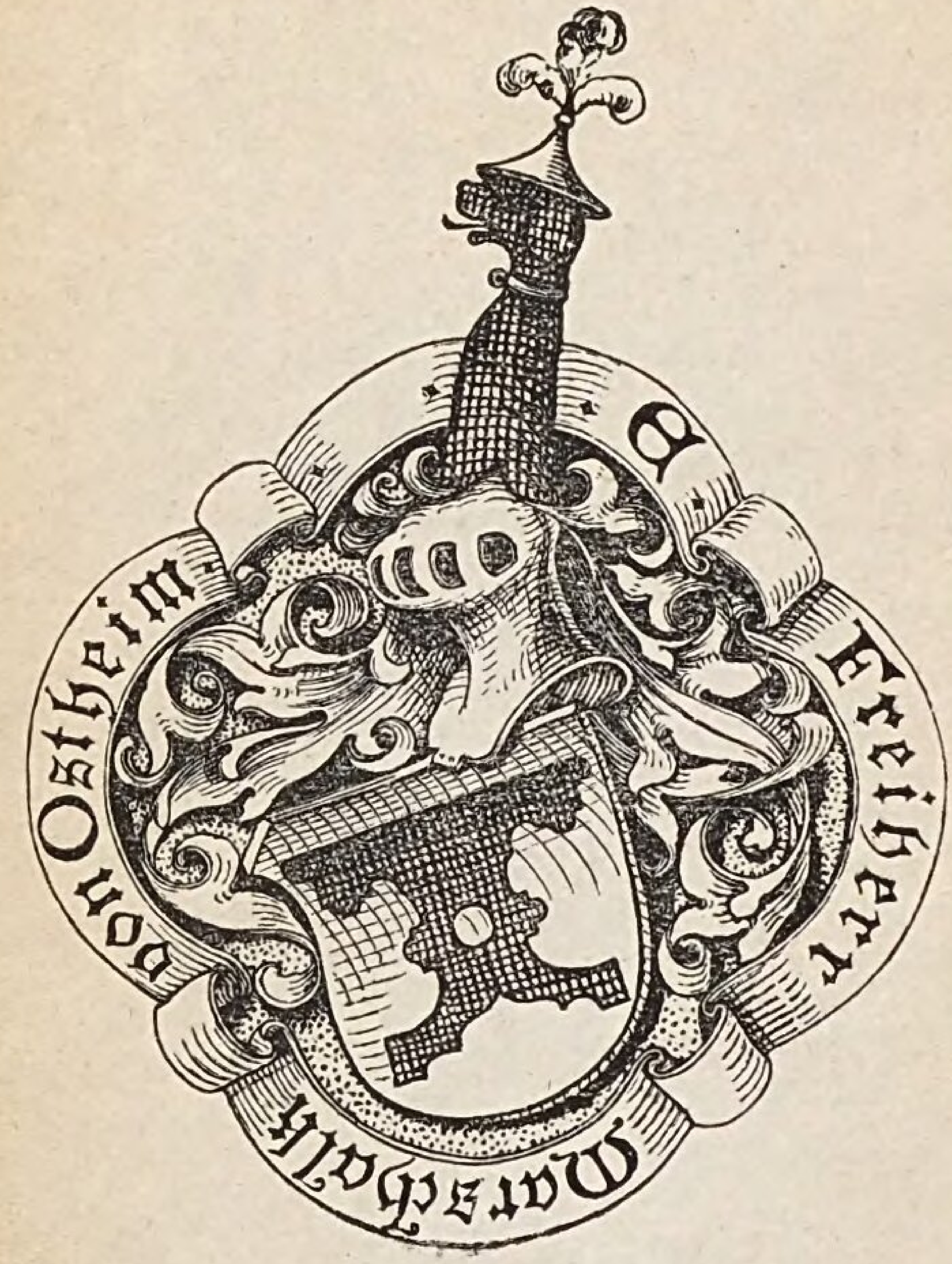



Revol. o. 659/2

M. v. O.
Revol.
o. 299/2

# Memoiren

vom März 1848 bis Juli 1849.

## Beitrag zur Geschichte

der

# Wiener Revolution

von

**Dr. Anton Füster,**

österreich. Professor, Feldkaplan der Wiener Legionäre,
Mitglied des aufgelösten österreich. Reichstags.

„Das ist der Wahrheit letzter Schluß:
Nur der verdient die Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß."

Göthe.

Zweiter Band.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)

1850.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Druck von Streng und Schneider in Frankfurt a. M.

# Vom 10. Juli bis 6. Oktober 1848.

Am 10. Juli ward die erste vorberathende Sitzung des constituirenden österreichischen Reichstags abgehalten. Eine neue Periode der Revolution begann. Man hatte sich vom Reichstage ungemein viel versprochen, man hegte die größten Erwartungen, in gewisser Beziehung nicht mit Unrecht. Noch schwebte der Geist der Revolution wie brütend über den Völkern Oesterreichs. Selbst die durch und durch versteinerten Menschen, die Ministerialknechte, geberdeten sich anfänglich, wenn es ihnen auch nicht voller Ernst sein mochte, doch in Etwas freisinnig. Dennoch war der Reichstag selbst in seiner ersten Zeit nicht so freisinnig, als in der spätern. Es erging ihm, wie es dem Volke bei Revolutionen ergeht, wie schon oben bemerkt wurde. Die innere Ueberzeugung,

die positiven innern Gründe bewegen die wenigsten Menschen zu Revolutionen, es muß eine äußere Nöthigung sich dazu gesellen, diese treibt an; man hat Mühe, sich aus einer Lage, woran man gewohnt ist, zu bewegen, außer wenn ein äußerer Stoß kommt, der gewaltig dazu antreibt. Die Standrechtspolitik hatte Viele bekehrt. Da wurden sie liberal, nachdem sie die alte Wirthschaft in neuer vermehrter Auflage gesehen hatten.

In den ersten Sitzungen zogen uns die Polen nicht an, deren beste Freunde wir späterhin wurden. Sie brachten auch den Sprachenstreit in den Reichstag. Sie waren in dieser Sache so wie die Czechen, die gleich — freilich durch Löhner's Unbesonnenheit hiezu gereizt — mit ihrer Nationalitätsfrage zum Vorschein kamen, ihrem zum Theil vorgeschobenen, affektirten Steckenpferde, worauf sie immer herumritten, so lange, bis sie die Freiheit der Gegner und die eigene zu Schanden ritten. Schon die Physiognomien mißfielen; ich sah nie so abstoßende Gesichter, so unschöne Köpfe, voll böser Züge; mit einem infernalen Zuge der Perfidie war mit seltener Ausnahme jedès gebrandmarkt. Von Gemüthlichkeit keine Spur. Welcher Gegensatz zwischen

den genialen, lebensvollen Köpfen der Polen und den verzwickten, gemüthlosen der Czechen! Ein Hawliczek, Trojan, Hawelka, Brauner, ja selbst Rieger, und ein Borkowsky, Smolka, Hubitzki, Zemialkowsky, Bilinsky, welche Gegensätze! Man brauchte kein Politiker zu sein, um gleich bei dem ersten Auftreten der Czechen zu ahnen, daß sie der Ruin des Reichstags und der Revolution seien. Sie zeigten ganz offenbar, daß sie nach der Hegemonie unter den andern österreichischen Völkern strebten, sie hätten allezeit, wenn sie von ihrer Nationalität sprachen, eben so gut Hegemonie statt Nationalität nennen können. Man besitzt einen unnennbaren inneren Instinkt, der bei der ersten Zusammenkunft mit den Menschen zu ihnen oder von ihnen treibt, und der gewöhnlich, ohngeachtet seiner sogenannten Blindheit, besser urtheilt, als der beobachtende Verstand. Wie unangenehm war es uns, den holden Dreschflegel-Gesichtern der Abkömmlinge des Cziska gegenüber zu sitzen, die den alten Muth der Hussiten in Perfidie verwandelt haben! Man möge mich der Leidenschaft zeihen wie man wolle, ich kann nicht anders als hier öffentlich sagen, daß ich nie geahnt hatte, es gebe

solche Schurken, solche herzlose, venale Menschen, wie es sehr viele unter den czechischen Deputirten gab. Wenn sie der Ausdruck der gesammten czechischen Nation sein sollen, dann muß man ein Wehe über die Czechen rufen, wie man es noch nie über ein Volk gerufen hat. Wenn die czechische Nation so beschaffen ist, als ihre Repräsentanten am constituirenden österreichischen Reichstage, dann kann Oesterreich nie glücklich sein und kein Staat kann glücklich sein, dem die Czechen angehören. Man hat leider viel Ursache, die Anzahl bösartiger Czechen nicht als gering anzuschlagen. Wandert durch die österreichische Monarchie von Nord bis Süd, von Ost bis West, überall, in jeder Provinz, in jeder Stadt, in jedem Marktflecken, wo Beamte, Finanzaufseher, Polizeiagenten sind, findet ihr Czechen unter ihnen, und wenn ihr die Leute fraget, welche sind die bösesten, die herzlosesten Beamten, Finanzaufseher, Polizeiagenten, so antwortet man euch: die Böhmen, d. i. die Czechen. Fraget die Polen, die man mit eiserner Ruthe regiert, wer sie am unnachsichtlichsten geschwungen, welche Beamte ihr armes Vaterland vorerst in Elend gebracht, man antwortet euch: die Czechen. In der ganzen

österreichischen Monarchie ist Niemand so in Verruf, als die unglückseligen Czechen. Kann man da nicht sagen: Volksstimme, Gottesstimme? — Sollen wir, dürfen wir über eine Nation so allgemein den Stab brechen? Gibt es keine ehrlichen Czechen? Auch selbst unter den vielen Schurken, die im Reichstage saßen, fand man Ausnahmen, aber — sehr wenige.

Die Czechen hatten den Reichstag gelähmt in der Entwickelung der Freiheit; sie glichen dem Judas, der den Meister verkauft, sie verkauften die Revolution, die fremde und eigene Freiheit an das Ministerium. Wer an den Pfahl, der im menschlichen Fleische steckt, an den bösen Zug der Menschennatur nicht glaubt, hätte die Czechen hören, ihre Falschheit kennen lernen sollen, und er wäre der gläubigste Verehrer der Theorie vom Urverderben des Menschen geworden. Ich werde es immerdar, so lange ich lebe, bedauern, daß ich im Reichstage gesessen, so sehr mich anfänglich die Auszeichnung, daß ich dafür gewählt worden, erfreut hatte; denn ich habe daselbst Schlechtigkeiten sehen müssen, welche ich nie geahnt hatte. Die bittern Erfahrungen, die ich die Zeit des Reichstags hindurch gemacht habe, ließen

einen traurigen Satz in meinem Gemüthe zurück, der Alles mit einem Flore umzieht, der meine Aussicht auf die Befreiung Oesterreichs umdüstert, der meine Hoffnungen auf eine bessere Zeit, die einst so glänzend und so groß waren, beinahe gänzlich in Nacht versenkt. In der letztern Zeit des Reichstags war es kaum mehr möglich, in der traurigen Stellung auszuhalten, da man mit den schrecklichen Czechen in der Schafspferche Kremsir ganz eng zusammengepfercht war. Daß ich im Reichstage öffentlich wenig gewirkt, ist mir unangenehm. Allein daß man in einem Reichstage, wo sich zumeist Alles nur auf Advokatenkniffe und büreaukratische Geschäftsroutine gründete, sehr wenig wirken konnte, wenn man kein Handwerks-Jurist und kein juridischer Sophist war, darüber kann man sich leicht trösten, um so mehr, wenn man nach dem Gewissen, ohne Furcht und Scheu vor den Menschen, gestimmt und der Freisinnigkeit wegen Vortheile verloren und bittere Nachtheile sich zugezogen hat; ungleich schwerer tröstet man sich über den Unglauben an den unverwüstlichen Adel der Menschennatur, über die bodenlose Schlechtigkeit der Ministerialknechte, der Volksverräther, der Freiheit-

mörder, was alles die Czechen gewesen sind. Wenn die czechische Nation diese Verräther nicht vollständig desavouirt, dann möge man mit Recht Jeden bedauern, der ihr angehört; dann rufe ich, was Mancher im ersten Ausbruche des Zornes über die Schlechtigkeit der Czechen im Reichstage ausgerufen hat, dann rufe ich laut: lieber wollte ich ein Hottentotte als ein Czeche sein! Selbst das mächtige Gefühl der National-Blutsverwandtschaft konnte nicht andere Slaven abhalten, vor den Deutschen ihr Herz über die Niederträchtigkeit der czechischen Stammesbrüder auszugießen; ich habe es selbst gehört, da sie sagten: die Czechen sind ohngeachtet ihrer geistigen Begabung der Slaven Schande!

An sie schloß sich, wenn es galt, den Amts- oder Diensteifer zu beweisen, dem Ministerium Huldigungen, Opfer darzubringen, das servile Centrum an. Wie tief der Dienst den Menschen, wenn er nicht tagtäglich mit aller Kraft dagegen kämpft, herabwürdigt, — was jener alte Dichter so trefflich ausgesprochen: „Wen die Götter zum Dienen bestimmen, dem nehmen sie im Voraus schon die Hälfte der Tugenden weg"; (die andere Hälfte büßt er sehr leicht und sehr schnell während des

Dienstes ein) — sah man an den Centralisten des österreichischen Reichstags, an den servilen Seelen, den Ministerialknechten. Deutsche Pedanterie, mit deutschem Hundetalente gepaart, erschien an den Ministerialknechten, zumeist Deutschen, in ihrer verabscheuungswürdigsten Gestalt. Ein Amt zu erhalten, befördert zu werden, war diesen Knechten die höchste Aufgabe ihres Lebens; das erste Mittel, um sie zu lösen, war, den Ministern sich gefällig, dienstfertig zu beweisen, nach ihrem Commando wider Volkswohl, wider Vernunft und Freiheit, wider Gewissen zu stimmen; sie schauderten nicht zurück vor solchem Mittel, sie ergriffen es freudig, bemüheten sich, die Welt mit Sophismen und sich selbst mit den Aussichten auf Beförderung zu beschwichtigen, und ihr Gewissen, falls sich, da ihnen die Götter vor dem Dienste die Hälfte der Tugenden und sie sich selbst während des Dienstes die andere Hälfte geraubt hatten, — falls sich bei so bewandten Umständen ihr Gewissen noch geregt hätte, war es ihnen nicht schwer, dasselbe durch die freudige Hoffnung auf höhere Ehre, höheren Gehalt, höhere Macht ganz zu beruhigen. Wen die Götter lieben, den lassen sie nicht Beamten werden oder wenn sie

ihn das werden lassen, so sollten sie ihm im Voraus doppelt mehr Kraft als andern Menschen geben. Die Ministerialknechte, mit den Czechen im Bunde, bildeten einen gräßlichen Sündenbund zum Unheil Oesterreichs.

Acht Monate in der Nähe solcher Menschen, mit ihnen tagtäglich viele Stunden zusammen zu durchleben, ist eine schreckliche Zeit. Wenn die Lehre vom Fegefeuer wahr und ein solches vorhanden ist, dann kommt von den freisinnigen österreichischen Deputirten keiner in das Fegefeuer, die acht Monate im Reichstag gelten gleich achthundert Jahren des Fegfeuers. Was ist das Exil im Vergleiche zu dieser Zeit des Reichstags! Bei Gott, es hat mir alle künftigen österreichischen Candidaturen so verleidet, daß ich mich nie mehr um eine Deputirtenstelle bewerben und man mich nur durch äußerstes Bitten und freundschaftliche Nöthigung dahin bringen würde, die Wahl anzunehmen für den Fall, daß man mich ohne Bewerbung gewählt. „Prahler! höre ich den reaktionären Leser dieser Schrift ausrufen, man wird dich in Oesterreich nie mehr wählen, davon hättest du dich schon durch das (auf hohes Commando!) verfaßte

Mißtrauensvotum de dato November überzeugen sollen." Mein Freund, es ändert sich vieles in der Welt in kurzer Zeit; es kann eine Zeit kommen, wo ich durch Thaten beweisen werde, daß ich kein Prahler bin. „Du hast ja ohnehin dich schon verredet, spricht der Reactionär weiter, da du gesagt, daß du keine Amnestie brauchst, und du sie von den Schurken nicht annehmen willst!"— Ich werde auch, wenn die Amnestie verkündigt werden sollte, nicht nach Oesterreich zurückkehren, nur triftige Gründe meiner Freunde, nur ihre Nöthigung könnte mich dahin zurückbringen. Man wird sich einst überzeugen, daß ich kein Prahler bin. Nach Oesterreich zurückkehren, wenn nicht erst das ganze Natterngift der tiefgehaßten czechischen Natur mit ihrem gesammten wahlverwandten Anhange in ganz Oesterreich ausgerottet ist, heißt so viel, als Fegefeuer wieder aufsuchen und darin Wohnung nehmen. Schreckliche Tage des Reichstags, wenn ich eurer gänzlich vergessen könnte! Ihr verfolgt mich als der tiefste Schlagschatten meines bisherigen Lebens. Schlemihl konnte seinen Schatten nicht finden, wir leiden an Schattenüberfülle.

Ich wurde in der neunten Abtheilung zum

Vorstand gewählt, das erste und letztemal daß mir eine derartige Auszeichnung in meiner Sklaverei zu Theil geworden war; darauf ward ich das nächstemal Vorstandstellvertreter und dann Nichts. Man hatte mich näher kennen gelernt, meine Artigkeit gegen den in Innsbruck verweilenden Kaiser war doch nicht von der angenehmsten Art und meine Aktien fielen mehr und mehr; nach dem Oktober waren sie tief unter Null, da war ich weniger als der letzte im Reichstage. In der Politik kennt man keine Dankbarkeit. Ich armer Mann hatte mich bei der Anordnung der Sturmpetition so viel gemühet, um den constituirenden Reichstag zu erkämpfen, aber der kümmerte sich wenig um mich mit Ausnahme meiner wenigen Gesinnungsgenossen, er hätte mich nach seinem moralischen und politischen Tode ganz gleichgültig auch dem physischen Tode preisgegeben, damit ich die Sturmpetition abgebüßt hätte.

Doch ich werde noch oft des Verstorbenen erwähnen und schreibe jetzt die andern Ereignisse und Erinnerungen nieder.

Am 15. Juli war ein großes Verbrüderungsfest mit dem Militär im Augarten. Der Him-

mel weinte über die geheuchelte Verbrüderung. Man zwang sich zu Aeußerungen der Freundschaft; allein selbst da brach die Janitscharen-Natur durch. General Frank hielt eine Verbrüderungsrede worin er sich nicht enthalten konnte gegen die freie Presse zu Felde zu ziehen, was von Seiten der Studenten mit großem Mißfallen aufgenommen wurde, bei den schwarzgelben Garden hingegen Beifall erregte. Das Fest soll eine sehr langweilige Comödie gewesen sein. Mit Ausnahme einiger wenigen Unteroffiziere und mehrerer Gemeinen war es ihnen Allen um eine Verbrüderung mit dem Civil so wenig zu thun als dem bösen Prinzipe um Einigung mit dem guten. Vornehmlich das Offiziercorps hätte sich mit jedermann lieber verbrüdert als mit den Studenten. Von der gemeinen Mannschaft will ich das nicht behaupten. Wenn die gemeinen Soldaten so brutal hausten in der spätern Zeit, waren es solche, welche mit den Wiener Verhältnissen nicht im mindesten vertraut waren, welche nicht einmal die deutsche Sprache verstanden, daher der Bearbeitung, Aufhetzung und Erbitterung durch ihre Ober- und Unteroffiziere gänzlich überlassen waren.

Jene welche deutsch verstanden, erhielten ganz andere Ansichten über die Revolution als ihnen ihre Vorgesetzten früher beigebracht hatten. Es kamen sehr häufig Soldaten an die Universität in der Zeit vom 26. Mai bis zum September. Von der Zeit an erschienen wenige. Man verbot ihnen die Universität zu besuchen; jene welche es verboten, hätten es selbst am meisten nöthig gehabt, sie zu besuchen, denn ich glaube kaum, daß unter den civilisirten Nationen irgend eine so viele ungebildete Offiziere hat, als die österreichische. Wie vortrefflich die österreichische Generalität und das gesammte Offiziercorps ist, zeigen ihre strategischen Operationen in Ungarn, beweisen die Russen, die man zu Hülfe rufen mußte, um die glänzende österreichische Strategie zu voller Anerkennung zu bringen. Der Ruhm, dessen die italienische Armee sich erfreut, ist sehr leicht erkauft worden. Sie hätte ihn im März vergangenen Jahres bewähren und sich nicht so ohne Weiteres aus allen Ortschaften der Lombardei und des venetianischen Gebiets hinaustreiben lassen sollen.

Am 19. Juli war ein wahrhaft schönes Fest an der Universität. Im März hatten die Pari-

ser Studenten eine Adresse an die Wiener Studenten eingesandt. Man beorderte, wenn ich nicht irre, drei Studenten mit einer Gegenadresse nach Paris, unter diesen den Juristen Behm, der sich durch seine Rede am 13. März und durch seine übrige Thätigkeit sehr ausgezeichnet hatte. Behm blieb längere Zeit in Paris. Die Pariser Schulen gaben ihm eine schöne Tricolore für die Wiener Aula, die dortigen Deutschen eine Adresse an die Studenten mit. Diese wurde feierlich von Behm der Aula übergeben, und zwar mit einigen sehr schmeichelhaften Bemerkungen in meine Hände. Wenige Feste haben mich so begeistert als dieses. In meiner Rede sagte ich unter anderm: „Diese Fahne, die Tricolore, wehete über meiner Wiege, in meinem Vaterlande Illyrien. Sie machte den Gang um die Welt, sie ist das Symbol der Völkerbefreiung geworden. Sinnreich sind die Farben der Fahne. Roth ist die Mittelfarbe. Aus Blut ersteht das Heil. Unser Leben ist Kampf. Wer muthig kämpft, siegt. Roth ist die Farbe des Blutes, auch die Morgenröthe bedeutet diese Farbe, den Anbruch des neuen Tages der Freiheit. Auch das Abendroth be-

deutet sie, den schönen Schluß eines Heldenlebens. Blau ist die Farbe der Beständigkeit. Wer muthig kämpft und ausharrt, siegt. Die Freiheit will erkämpft sein; nicht augenblicklich erringt man die dauernde Freiheit, erst nach vielen Anstrengungen und Opfern, man muß sie täglich erobern. Also Beständigkeit in dem begonnenen Werke, Beharrlichkeit im Kampfe führt zur Freiheit, das versinnbildlicht uns das Blau der Tricolore. Weiß ist die dritte Farbe der Fahne, das Zeichen des Friedens. Aus Kampf und Treue erwächst der Friede; darum ist die weiße Farbe der rothen und blauen zugesellt. Weiß allein würde bedeuten Frieden um jeden Preis. Hätte der vertriebene König Ludwig Philipp, den einst die Revolution gehoben, in seinen Bestrebungen nicht einzig und allein nur die weiße Farbe der Tricolore im Auge gehalten, dann würde er nicht den Frieden um jeden Preis angestrebt haben, dann wäre nicht ein schmachvolles Exil sein Loos geworden; die Tricolore würde noch über seinem Haupte wehen, wenn er ihre Bedeutung beherzigt hätte. Der Friede muß erkämpft werden; Friede aus Krieg, aus Blut, aus Beharrlichkeit, aus Treue ent=

sprossen, ist Ehre, ist dauernd; Friede aus Nachgiebigkeit, aus Schwäche hervorgegangen, Friede um jeden Preis, ist Schande und wandelbar wie die Nachgiebigkeit. Glauben Sie nicht, meine jungen Freunde und Mitkämpfer, daß wir schon den vollen Frieden errungen haben. Blicken Sie diese Fahne an, zwei andere Farben sind noch neben der weißen, dem Zeichen des Friedens, sie zeigen Ihnen Ihre Zukunft. Die Tricolore machte den Gang um die Welt, welche Kämpfe, welche blutigen Kriege, welche theuer erkaufte Siege bezeichnen ihren Siegeslauf! — Die französische Nation stand einst der unsrigen feindlich gegenüber, vielleicht besser, die französische Regierung stand der österreichischen feindlich gegenüber. Die Zeiten und die Ansichten ändern sich. Jetzt übersendet uns die studirende Jugend aus der Hauptstadt dieser Nation die Fahne, Gruß und Kuß sendet sie uns und bietet uns im Namen der neuen Religion, im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit den Bund der Bruderliebe an. Die Regierungen wandeln oft falsche Wege, die Völker selten, die Regierungen handeln oft gegen die Sympathien, gegen den Willen der Völker. Sie sind ver-

gänglich, die Völker bleiben. Ein großes herrliches Volk bietet unserm Volke durch die Blüte seiner Jugend den Bund der Bruderliebe; an Sie, die ruhmgekrönte Jugend Oesterreichs, wendet sich das französische Volk durch seine Jugend und reicht uns die Hand. Freuen Sie sich der Auszeichnung, erfüllen Sie die große Mission. Vielleicht bin ich der erste katholische Priester in Oesterreich, der die Tricolore in den Händen schwingt. Du hast über meiner Wiege geweht, glorreiche Fahne, du wehst über meinem Haupte jetzt, nach einer vierzigjährigen Lebenswallfahrt, auf der herrlichsten Stätte, die ich bisher gefunden; wehe siegreich über deinem Volke, der großen Nation, Tricolore! wehe im Namen der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderlichkeit in unserer Aula!"

Die Fahne verblieb in der Aula, auf der Tribüne, bis zum Tage, wo die Frohnknechte der Sklaverei, der Aristokratie, des Volkshasses, wo die Windischgrätzischen Janitscharen in die Aula einzogen, um den Geist der Aula zu verhaften und zu bewachen. — „Die Studenten sind alle Republikaner, die ganze Legion ist republikanisch gesinnt," hieß es in Wien und Oesterreich. Zeiget, gebet

uns einen braven Fürsten und Garantien der Freiheit, welche besser sind als die große politische Lüge, der Constitutionalismus, diese verderblichste aller Heucheleien, die den Völkern die blutigerrungenen Früchte der Revolution raubt, sie in die gegenwärtige furchtbare Krisis geschleudert hat, dann nehmen wir euern Fürsten und eure Garantien willig an und lassen die republikanische Ueberzeugung willig fahren; so lange ihr aber das zu leisten nicht im Stande seid, wollen wir uns nicht bekehren lassen. Entweder Absolutismus oder Republik, ist die Loosung; es gibt keinen Mittelweg, was dazwischen liegt ist ein Unding, ist Lüge, ist Heuchelei.

In den ersten Tagen des Reichstags war ein neues Ministerium von Dobblhof gebildet worden. Die liberalen Blätter forderten, daß man mich zum Minister des Unterrichts wählen sollte. Ich selbst that gar keinen Schritt zu dem Zwecke. Ich würde der Sache gar nicht erwähnt haben, wenn ich mich nicht aus zweifachem Grunde hiezu verpflichtet sehen würde. Erstens deshalb um die Ansicht zu widerlegen, daß ich ehrgeizig sei. Während meiner ganzen Laufbahn habe ich Alles eher gesucht als Be-

förderung; wenn es geschehen, daß ich mich um eine Stelle beworben, was nur zweimal der Fall war, für die Lehrkanzel der Religionswissenschaft zu Görz und Wien, so geschah es um der Stelle, nicht der Stellung und meiner besonderen Verhältnisse willen. Professuren sind jedoch eine so untergeordnete Stellung in Oesterreich, daß man sich nur lächerlich machen würde, wenn man jemand wegen der Bewerbung um dieselben des Ehrgeizes zeihen wollte. Bei meiner anfänglich günstigen Constellation im geistlichen Stande, noch erhöht dadurch, daß ich in einer Diözese diente, wo an fähigen Männern der größte Mangel ist, hätte ich die glänzendste Carriere im geistlichen Stande machen können, wenn ich klüger oder gescheidter mich hätte betragen und nur ein wenig hätte heucheln wollen. Amtsbeförderung und jeder Ehrgeiz in dieser Beziehung war mir fremd. Daß ich gern als ein unterrichteter Mann gelten wollte, leugne ich nicht. Wenn irgend jemand, habe ich Versuchung zum Ehrgeiz gehabt, da man mich, als ich kaum dem Studium entwachsen als Prediger auftrat, wie man zu sagen pflegt auf den Händen trug. Am wenig-

sten fand ich mich von den Kanzeln angezogen. Der zweite Grund warum ich der Ministerial-Geschichte erwähne ist: weil Mehrere von der liberalen Partei bei der Gelegenheit sich über meine Befähigung zu der Stelle ungünstig aussprachen. Ich wiederhole das, was ich oben gesagt bei Gelegenheit der Bewerbung um die Deputirtenstelle. Ich habe beinahe die ganze Skala der Lehrstellen praktisch durchwandelt, ich habe mich acht Jahre hindurch beinahe ausschließlich nur mit dem Studium der Pädagogik befaßt. Ob ich darin bewandert sei, darüber spreche mein obengenanntes pädagogisches Werk, darüber mögen meine vielen Zuhörer, die meine Vorlesungen über Pädagogik besuchten, sprechen, darüber könnte mein Werk über allgemeine Pädagogik sprechen, das mir die österreichische Regierung nebst andern Sachen geraubt hat. Das kann ich ohne Selbstüberschätzung behaupten, daß ich für das Ministerium des Unterrichts geeigneter gewesen wäre als alle bisherigen Minister und Unterstaatssecretäre, mit Ausnahme von Feuchtersleben, mit dem sich zu vergleichen, die größte Unbescheidenheit wäre. Mehr hätte ich gewiß geleistet, als Sommaruga, Dobblhof,

Stadion, Helfert. Jene Herren die mich der Unfähigkeit ziehen, kannten mich nur aus einigen Revolutionsreden; sie selbst hielten sich für fähig zu dieser Stelle. Ich habe nie und werde nie nach Stellen haschen, das überlasse ich Andern, denen es kindische Freude macht.

Daß man meiner erwähnte bei der Bildung des Ministeriums, weiß ich; das sagte mir einer der Minister, der mir wohlwollte, selbst. Wegen der Abneigung des Hofes und der Geistlichkeit gegen mich konnte jedoch meine Wahl nicht Statt finden. Dem Hofe galt ich für Robespierre, der Geistlichkeit für Luther. Ich danke beiden, daß sie mich mit so ausgezeichneten Männern verglichen.

Im „katholischen Verein" in Wien arbeitete man ganz unnöthig mit großer Anstrengung dagegen, daß ich, der ich mich gar nicht darum beworben hatte, Minister des Unterrichts werden sollte. Der in der Revolutionszeit zum faselnden Afterpropheten herabgesunkene Veit sprach: „Lasset ihn, wenn man es nicht verhindern kann, recht hoch steigen, je höher desto besser, damit er desto tiefer falle."

Bei dieser Gelegenheit konnte ich wieder die

Hundenatur mancher Menschen in ihrer großen Niederträchtigkeit sehen. Ein Vorgesetzter kam zweimal zu mir, um mir, dem vermeintlichen Unterrichtsminister, den Hof zu machen. Vor meiner Zimmerthür sprach er mit einem Liberalen, einem Doktor, der im Hause wohnte, einem von jenen Liberalen, welche mit dem Liberalismus Spekulation treiben und jeden, der nur im mindesten mehr gekannt ist als sie, beneidet. Der liberale Doktor, der mir in meiner Gegenwart schön that, sagte zu jenem: „ich glaube nicht, daß Füster für das Ministerium des Unterrichts passe.“ „Ich bin auch der Ansicht,“ antwortete der andere Herr und gleich darauf kam er zu mir, um sich bestens zu empfehlen. Viele drängten sich an mich. Ein ehemaliger Freund, der mich wegen der Revolution hatte fahren lassen, kam zu der Zeit zu mir, um mich wegen der ministeriellen Angelegenheit auszuforschen. Ich erhielt sehr viele Gratulationsschreiben. Jetzt, wo ich weder Gratulations- noch Schimpfschreiben, wo ich gar keine Briefe erhalte, ist mir am meisten wohl; jetzt bin ich mein eigner Cultus-Minister, es ist ein kleines Gebiet das ich bewalte, aber es lohnt sich noch am besten der Mühe, den Worten gemäß:

„Die äußere Welt ist nicht in deiner Gewalt, wohl aber die innere, deren Anbau der lohnendste ist.“

In der Reichstagsverhandlung vom 26. Juli kam zur Sprache, daß mehrere Körperschaften, unter andern die Studentenschaft, um Billets für den Eintritt in den Reichstagssaal gebeten hätten. Der Ordner Gobbi („Grobbi“) war dagegen, desgleichen Goldmark und Fischhof. Ich sprach nun folgendes: „Die Studenten sehnen sich, den Reichstagsverhandlungen beizuwohnen, um sich in dieser praktischen Schule für ihren künftigen Beruf zu bilden. Sie sind unser Nachwuchs, sie sind die Pflanzschule des Reichstags; wenn jemand, sollten sie den Reichstagsverhandlungen stets beiwohnen.“ Man entgegnete: „Wir dürfen keine Ausnahmen machen, der Zutritt in den Reichstagssaal soll jedermann offen sein.“— „Verdienen nicht die Studenten, die zuerst den Muth hatten in den Märztagen eine Ausnahme gegen den Absolutismus zu machen und ihn zu bekämpfen, verdienen nicht diese Vorkämpfer der Freiheit, die den Reichstag zuerst erkämpft, daß der hohe Reichstag ihnen zu Liebe eine Ausnahme mache, ihnen Eintrittskarten in den Reichstagssaal verabfolgen lasse?“ — Der De-

putirte Szabel bemerkte darauf, um seinen Witz zu zeigen: „die Studenten die zuerst für Freiheit und Gleichheit gekämpft, würden sich mit dem Beschlusse, daß man keine Ausnahmen machen wolle, zufrieden stellen.“ — Sie haben keine Ausnahme gefordert, sprach ich, aber sie hatten das Zutrauen zu dem Gütigkeits- und Billigkeitsgefühle der Väter des Vaterlandes, daß ihnen diese den täglichen Besuch des Reichstags, der Schule der Weisheit, nicht verwehren würden.

Am 28. Juli ward auf dem Glaçis das Trauerfest abgehalten zum Andenken an die im März Gefallenen. Der Reichstag, der Sicherheitsausschuß, das Ministerium erschienen dazu im feierlichen Zuge. Mir war die Auszeichnung geworden, die Festrede abzuhalten. Sie lautete:

„Des Winters eisige Decke lastete auf unserm Vaterlande; da wehte der laue Odem des Frühlings und die Decke brach, sie schmolz zu befruchtendem Gewässer. Der Boden, befreit von Erstarrung, wurde gepflügt, besäet und segensvolle Saaten entsprossen ihm zu unserer Freude. Der starre, eisige Winter der Tyrannei wich von unserm Vaterlande, in den März-

tagen brach die Winterdecke, in den Maitagen erwuchs die Saat der Freiheit und prangt jetzt in Hoffnungsgrün."

„Alles Große muß erkämpft werden. Auch die Saat deren wir uns freuen, mußte schwer erkämpft werden. Die Bausteine des Domes der Freiheit hält am festesten das Blut zusammen. Der Boden, woraus die Saat, derer wir uns freuen, erwachsen ist, war in den Märztagen mit Blut befeuchtet. Heute bringen wir dem Andenken der gefallenen Märzhelden, die mit ihrem Herzblute den neugebrochenen Boden der Freiheit befruchtet hatten, ein religiöses Opfer dar. Geweihet ist die Feier, und mit ihr sind geweihet die März- und Maitage, durch die Anwesenheit der Abgeordneten des gesammten österreichischen Volks."

„Hin zu dir, großes Grab, blicken wir heute dankgerührt, zu dir, worin wir die kostbaren Samenkörner streuten, aus denen die Saat der Freiheit erwachsen ist. Aus dir tönt eine ernste Stimme, wir wollen sie hören, wir wollen sie tief beherzigen!"

„Wehrlos gingen die Helden der Märztage entgegen der bewaffneten Macht, sie fielen für

das Vaterland. Jene die sie getödtet — was sollen wir von ihnen sagen? die es böswillig gethan sind schon gerichtet. Sie tragen jenen Wurm im Herzen der nie stirbt. Die es in der Verblendung gethan, haben es bereuet, und Reue ist Versöhnung. Lassen Sie uns darüber einen Schleier ziehen. Lassen Sie uns aber auch noch die Stimme vernehmen, die aus dem großen Grabe tönt."

„So groß ist die Kraft des Volksgeistes, daß sich die Menschen unbewaffnet in den Kampf stürzen. Der Volksgeist zerbricht alle Fesseln, er ist jener Altmeister, der die Form zerbrechen darf und kann. Ihr Alle, die ihr noch auf rückgängige Bewegung hoffet, blicket zu unserm großen Grabe und lasset euch belehren, warnen. Sehet, der Volksgeist siegte durch unbewaffnetes Volk; blicket um euch heute auf diese Kriegerschaaren, sehet an das Volksheer, die Volkswehr und erzittert! Kein Pünktchen von den Errungenschaften des Volkes kann und darf verloren gehen! Fürchtet den Volksgeist, ihr Volksfeinde; selbst unbewaffnet zerschmettert das Volk seine Feinde; sollte es bewaffnet sie nicht zerschmettern können? Ehe soll unser Herzblut fließen und dahin-

strömen, als wir uns nur das Mindeste von den kostbaren Gütern, die uns unsere Märzhelden, die wir uns selbst errungen haben, rauben lassen!"

„Diese Worte tönen aus dem großen Grabe. — In dem großen Grabe liegen alle Helden, obgleich von verschiedenen Confessionen, vereinigt. Reichet euch alle die Bruderhände, ruft es uns zu aus dem großen Grabe. Nicht starrer Formalismus und Dogmatismus ist die wahre Religion. Wer, gehöre er zu welch einer Confession es immerhin sein möge, wer am innigsten Gott liebt, hat die beste Religion, weil er den Allliebenden im Herzen trägt. Wer am innigsten den Nächsten liebt, hat die beste Religion, weil er am meisten das Ebenbild Gottes ehret."

„Nicht einer einzigen Nation gehörten die Helden an, zu deren Andenken wir heute das feierliche Todtenfest begehen. Wer fragte in den März- und Maitagen in der Kaiserstadt nach Nationalitäten? Alle, ob von Nord oder Süd, von Ost oder West des Kaiserstaates, waren Ein Volk, sie waren ein Volk, das für die Freiheit kämpfte und blutete. Reichet Euch die Hände, Ihr Bürger Oesterreichs! Wenn ihr Alle ver-

einigt kämpfet und wirket, kann Euch keine Macht der Erde überwinden, glänzt das gemeinschaftliche Vaterland siegreich als Oesterreich, als das erste, größte freie Reich des Ostens."

„Sie ruhen in Frieden, die Märzhelden, aus ihrem Grabe säuselt lind wie der sanfte Frühlingshauch der Ruf des Friedens, der Liebe und der Versöhnung. Allein nicht der Ruf des Friedens um jeden Preis. Friede um jeden Preis ist Schande. Der dauernde Friede geht aus dem Kampfe hervor. Die Liebe sei mit Kraft gepaart; kein Friede ohne Kampf! Aber es sei auch kein Kampf ohne Liebe! Die Palme sei mit dem Schwerte vermählt."

„Vater im Himmel, der du über den Sternen waltest, du leitest Völker und Zeiten. Du befiehlst und das Zeitenmeer fluthet mit furchtbaren Wogen; du gebietest und Wind und Wellen gehorchen, die Fluth ist besänftigt. Aus deiner Hand empfangen wir dankbar Sturm und Ruhe, Krieg und Frieden! Das Jahr 1848 fluthet auf deinen Befehl gewaltig! Sende, wenn es dir gefällig ist, Fluthen. Lasse rollen deine Donner, daß die Erde in ihren Grundfesten er-

bebe, schleudre die sengenden Blitze, daß die Luft sich reinige! Aus deiner Hand kommt nur Segen, du säest mit gelassener Hand aus donnernden Wolken segnende Blitze über die Erde und wir küssen den letzten Saum deines Kleides, kindliche Schauer treu in der Brust!"

„Ihr Verklärten, Ihr Todesopfer für die Freiheit Oesterreichs, freuet Euch ewig Eures Ruhmes, Ihr starbet den bittern Tod der Märtyrer! Freuet Euch Eures Ruhmes, sehet an die Saat die aus Eurem Blute entsprossen. Euer Andenken wird in Oesterreich nie verlöschen und die Frucht Eures Todes möge in Oesterreich nie ersterben, es möge blühen für und für! Amen!"

Das Seelenamt hielt ab der Prälat der Schotten, ein sehr feiner und sehr bissiger Mann, der vor der Anrede, als wir auf die Reichstagsdeputirten warteten, nichts sprechen konnte, als Verletzendes. Wäre es mir nicht des öffentlichen Anstandes wegen gewesen, so hätte ich ihn mit seinen tonsurirten Sclaven stehen lassen. Der Mann Gottes soll bei dem Passus meiner Rede, wo ich von der besten Religion sprach, Zuckungen im Gesichte bekommen haben. Die elenden Fuchsnaturen, die feinen katholischen Pharisäer, die

ich in Wien gesehen, sind mir noch nirgends vorgekommen. Dieser Prälat weihete beinahe alle Fahnen der Wiener Nationalgarde. Aus seiner Hand strömte der Segen in die Fahnen der Schwarzgelben, die mit unauslöschlichem Makel der Feigheit und des Volksverrathes befleckt sind. Die Leute paßten zusammen.

Nach der Feierlichkeit passirte ich mit der Legion Revüe vor dem Reichstage, der uns mit dem lebhaftesten Vivat empfing. Man sah es, den Herren lachte das Herz voll Freude beim Anblicke der herrlichen Jungen. Wem hätte es auch nicht lachen sollen! Sah man je eine herrlichere Jugend? Ich glaube, wenn ich in der Todesstunde jener herrlichen Jünglinge, der schönen Zeiten, die ich mit ihnen verlebt, gedenke, muß ich der Bitterkeit des Todes vergessen, kann ich ruhig von der Erde scheiden, denn ich habe Momente des Hochgefühls durchlebt, welche wenigen Menschen vergönnt waren. Nur darf mir nicht ein geistlicher Herr, wie der obige Prälat, vor die Augen kommen, denn dann würde die Erinnerung an die angenehmste Zeit durch die an die unangenehmste geschwächt werden in ihren Wirkungen. Die unangenehmsten

Stunden meines Lebens haben mir die katholischen Pfaffen bereitet, nicht blos in der Revolutionszeit, sondern mehr noch früher, — der Anblick eines katholischen Pharisäers ist das Widerwärtigste auf Erden, weil es das Widernatürlichste ist. Gottlob, ich sehe jetzt keinen mehr, ich sehe keine katholische Kirche, ich bin mitten unter Ketzern, denen es zwar auch nicht an Pfaffen fehlt, welche aber doch erträglicher sind, weil sie, mit der Menschheit inniger verbunden als die katholischen, nicht so tief in widernatürliche Bissigkeit versinken können, wie die keuschen Cölibatshelden der katholischen Kirche, die mit sich und der Welt zerfallen sind und Jeden beißen wie ein toller Hund. Der bissige Prälat, Schulteß wenn ich nicht irre heißt der Schotten-Aga, hatte mir die ganze Festfreude verdorben.

Viele Reichstagsdeputirte ersuchten mich um die obige Rede; ich ließ sie mit Freuden drucken und davon sehr viele Exemplare unter das Volk vertheilen.

Der Kaiser war noch immer bei seinen treuen Tyrolern in Innsbruck, von denen die gescheidtern der höhern Gäste bald überdrüssig wurden, da sie wohl wußten, daß die Flucht des Kaisers eine

Komödie war, die sehr schlimme Folgen hätte haben können, wenn die Wiener nicht vernünftiger gewesen wären, als die Camarilla. Diese hatte von der Flucht sehr viel erwartet, aber nichts erlangt, als sich verhaßt und lächerlich gemacht. Lächerlich machten sich aber auch sehr viele Wiener und andere servile Provinziale, die nach Innsbruck betteln gingen um die Rückkunft des Kaisers. Es war kein Ende der Deputationen, die nach Tyrol die Wallfahrt machten; selbst Wiener Bürgerfrauen gingen dahin, um ungalant von Höflingen, insbesondere von der kaiserlichen Oberkammerfrau Cibini, behandelt zu werden. Die armen Menschen, wie unglücklich sind sie wenn sie ihren Götzen nicht sehen, wenn ihre Hundenatur nicht zu den Füßen des allerdurchlauchtigsten Herren wedeln kann!

Das servile Treiben hatte mich schon längst angeeckelt. Lasset ihn oben bei den aufgeklärten Tyrolern, sie gehören ja Alle zusammen, sagte ich, wenn die Rede auf das Thema kam; er hat es ja nirgends besser und bequemer, unmittelbar neben der Burg wohnen die Jesuiten; an Liguorianern und andern Herrgottsdienern fehlt es da auch nicht; der Gouverneur Brandis ist selbst

ein Jesuit, da können sie zusammen beten, da kann er nach Herzenslust Messe hören, unterdessen haben wir hier Ruhe. — Ich wartete auf Gelegenheit, um mir öffentlich Luft zu machen. Sie kam. Am 29. Juli ward über die Adresse an den Kaiser debattirt. Vormittags hieß er der erste Beamte des Staates, da forderte man von ihm, daß er seiner Pflicht gemäß zurückkehren müsse. Des Abends wurde die Debatte fortgesetzt, der Wind hatte gewechselt, da kam der Servilismus zum Vorschein, da wollte man ihn bitten um seine Zurückkunft, er möge sein Volk nicht länger schmachten lassen nach dem seelenerquickenden Anblicke und dergl. Der Faden meiner Geduld, der nicht stark ist, riß, ich sprach unumwunden vor der Kammer meine Ansicht aus:

„Ich kenne das Volk, denn ich lebe im Volk, mit dem Volk. Das österreichische Volk hat bei den Intriguen, wodurch man ihm den Kaiser entführt, eine Geduld bewiesen, welche in der Geschichte unerhört ist. Das Volk hat eine Liebe bewiesen, wie wenige Beispiele es wiedergeben. Es hat höchst wahrscheinlich zu viel Geduld bewiesen. Das Volk stand auf revolutionärem Boden, es war souverän, auf der Gränze, wo

ein Volk nicht mehr betteln soll — und doch wurde eine Fülle von Deputationen und Adressen nach Innsbruck abgesandt. Es wäre besser gewesen, wenn man gleich Anfangs energischer gesprochen hätte. Das Volk ist tief gekränkt über die Schmach, die man ihm angethan. Es bewies aber eine Mäßigung, wie man sie bei andern Völkern nicht findet. Man denke an die Geschichte, an Karl I., Jakob II., Ludwig XVI. Geduld und Mäßigung hat das österreichische Volk bewiesen; sein Unmuth ist hervorgerufen durch das schmähliche Treiben der Camarilla. — In der vorgelesenen Adresse herrscht, mit Ausnahme einer einzigen Stelle, ganz und gar nicht der Geist, der sich in der Versammlung des heutigen Vormittags so löblich kund gethan. Die Adresse soll verworfen werden. Es muß eine Alternative gestellt werden, die das Volk sichert."

Mein wackerer Freund Violand sprach darauf in donnernder Rede gegen den Namen Vater, der in der Adresse dem Monarchen gegeben war. Man murrte. Darauf sprach ich:

„Man hat bei einer Stelle meiner Rede auch gemurrt; dies beirrt mich nicht, denn man hat nicht wider mich, sondern wider die Geschichte

gemurrt. Und wenn man noch so sehr wider mich murrt und murren wird, ich werde die Wahrheit immer verkündigen, offen, frank und frei."

Es läßt sich leicht denken, wie man meine Worte aufgenommen. Nur einige gaben mir privatim Recht. Die Rede hatte man, wahrscheinlich dem Murren zum Trotz, beklatscht. Fischhof, der in meiner Nähe saß, machte mir bittere Vorwürfe. „Sie sind Schuld daran, wenn der Kaiser nicht zurückkehren sollte. Wie wird die Camarilla Ihre Rede ausbeuten! Sehet, wird man sagen, was für Männer in Wien an der Spitze der Bewegung stehen; dorthin, wo so blutdürstige Leute herrschen, sollte der Kaiser zurückkehren?" Ich sagte ihm nichts anders, als: „Wenn der Kaiser nicht zurückkehren will, schadet es nichts, desto besser, wenn sein ganzer Anhang in Innsbruck bleibt."

Von den Journalisten hat besonders Jellinek meine Worte hervorgehoben und gesagt, daß ich der Erste, der Einzige war, der den Gegenstand vom wahren Standpunkte aus aufgefaßt hatte. Die Reaktionspresse zog wider mich los mit unerhörter Wuth. Jetzt bekam man endlich einen

wirklichen Gegenstand in die Hand, den man zu meinem Schaden bearbeiten konnte. Von nun an galt ich für den österreichischen Robespierre. In allen Provinzialblättern ward ich furchtbar geschildert. Ich gab selbst meinen Feinden ein Heft in die Hand, womit sie nach Herzenslust auf mich losschlugen. Jene Hinweisung auf die Geschichte der drei Könige gab sich in der Rede von selbst. Ich wollte die Geduld des österreichischen Volks durch den geschichtlichen Gegensatz hervorheben. Was ich da gesprochen, würde ich noch immer bei derlei Umständen sagen, ja noch Mehreres könnte man nach den jetzigen Erfahrungen sagen. Zwei einzige Könige sind vom Volke hingerichtet worden, und wenn man auf die Thatsache noch so heimlich hinweist, erregt es Wuth, da hingegen die unzähligen Menschen, welche von den Königen um Hab und Gut gebracht und der Freiheit beraubt worden sind und noch beraubt werden, da hingegen die Millionen Menschen, die von den Königen bei kaltem Blute, wohl überlegt, gemordet wurden in alter und neuer Zeit und noch immer hingeschlachtet werden, in keinen Betracht kommen, nicht der Erwähnung werth sind! Ich hörte mit Schaudern

Geistliche, denen es nicht an Verstand und selbst nicht ganz an Gütigkeit gebrach, mit Ruhe und Kälte darüber sich aussprechen, daß man ohne Schonung die Rebellen hinrichten solle. Gehet mit euern Ansichten von dem unverwüstlichen Adel der Menschennatur, von ihrer göttlichen Abstammung, in das Irrenhaus, gehet hin in die Kreise der Reaktion und sehet, wie viel gesunder Menschenverstand und wie viel Gemüth ihr daselbst findet! Sie lassen sich den Götzendienst nicht nehmen, die von den Göttern abstammenden Menschen! Jehova selbst konnte sein Volk nicht davon abhalten. Die vernünftige Lehre von Gott, den man nicht in Tempel einfassen kann, von dem sich kein Bild machen läßt, half nicht, sie mußten hineilen, die Kinder des auserwählten Volks, zu den Götzenaltären, um ihre Kniee vor Baal zu beugen. Mit dem Jehova, dem unsichtbaren Könige, waren sie nicht zufrieden, sie wollten einen sichtbaren König haben, wie es im 1. Buche Samuel 8. Kap. so trefflich beschrieben steht, wovor sie Jehova warnte, indem er ihnen alle einzelnen drückenden Akte der Königsherrschaft, die über sie hereinbrechen sollten, darstellte. Endlich ward er ihrer Zudring-

lichkeit überdrüssig und gab ihnen, weil sie ihn nicht geliebt, also zur Strafe, einen König. Dieser Stelle erwähnen die Königspfaffen nie, sondern nur derjenigen, wo vom Gehorsam gegen die Obrigkeit, vom Schwerte des Königs, das er nicht umsonst trägt (freilich kommt dieses Schwerttragen des Königs die Völker sehr theuer zu stehen!), dann der Rede des Heilands zu Pilatus: „Du hättest keine Gewalt über mich, wenn sie dir nicht von oben wäre verliehen worden," woraus man das göttliche Recht der Gewalthaber, natürlich von Kain und Nimrod bis auf Windischgrätz, Welden, Hainau und ihren Herrn herab, ableitet. Ein König wiegt Millionen Menschenleben auf. Sehet den Göttergeist im Menschen, bewundert seine Schärfe, seine unwiderlegbaren Urtheile und erhaltet euch noch die Lust, solche herrliche Göttergeister bilden, eines Andern, Bessern belehren zu wollen! „Schweige, Robespierre, mit Deinen unheilvollen Theorien," höre ich rufen. Meine Theorie ist: jedes Menschenleben, ob es das eines Gesalbten des Herrn oder das eines ungesalbten Kindes Gottes sei, gilt gleich viel, besitzt einen unendlichen Werth. Vergießt nicht Menschenblut, denn es rächt sich furchtbar.

Weder ihr Aristokraten noch ihr Demokraten sollet aus Rachgier tödten. Schont Menschenleben! Wer nicht Barmherzigkeit übt, wird keine Barmherzigkeit finden. Wenn es die Noth erheischt, Menschenblut zu vergießen, dann gilt jedes Menschenleben gleich viel, ob das des Höhern oder des Niedern.

Von der Zeit, wo ich die obige Rede gesprochen, ward ich tagtäglich mit einer Fluth von Schmähbriefen, beinahe alle aus Wien, überschüttet. Den ersten Schmähbrief erhielt ich schon viel früher aus Triest. Es war mir ein Brieflein auf der Post zugekommen, ich öffnete es und fand darin nur eine Visitenkarte des Bischofs von Triest; ich meinte anfänglich, daß der Herr Bischof, mein Ordinarius, der mir oft Wohlwollen bezeigt, meiner sich erinnert habe und mich mit dem Brieflein begrüßen wollte. Ich besah mir die Karte näher und fand auf deren Rückseite zu meinem Erstaunen folgende Worte: „Eulogius Schneider wurde guillotinirt, Füster, der tolle Jakobiner, wird entweder gehenkt oder erschossen; das wird das Ende des Revolutionsliedes sein."

Ich glaube nicht, daß der Bubenstreich vom

Bischofe selbst herrührte, obgleich ich weiß, daß er kein Freund der Aufklärung ist, denn widrigenfalls hätte er ja nicht Bischof werden können. Er ist eine der gewandtesten Persönlichkeiten, die mir je vorgekommen sind, ölglatt, gelenkig, wie ein Wirbelthierchen. An Herz gebricht es ihm nicht. Es hat gewiß Jemand anders die Visitenkarte des Bischofs dazu verwandt, um mir, wie er meinte (worin er sich jedoch täuschte) eine böse Stunde zu bereiten. Ich habe den Brief in Gegenwart der Studenten geöffnet, nachdem ich die freudenvolle Prophezeihung bemerkt, sie laut vorgelesen und dazu bemerkt: „Wenn es für die Freiheit gilt, möge man mich henken oder erschießen, beides lieber, als auf weichem Bette als infulirter katholischer Heuchler sterben.“ Von wem der Bubenstreich kam, ist mir nicht zweifelhaft; jedenfalls von einem Geistlichen, da die Geschichte des Kapuziners Eulogius Schneider den Laien in Oesterreich weniger bekannt sein dürfte. Dieser Brief kränkte mich nicht im mindesten; das Urtheil jedoch, das sich in Triest, wo ich einst in Ansehen gestanden hatte, über mich durch des elenden „österreichischen Lloyd's“ Verleumdungen festgesetzt hatte, war mir nicht ganz gleichgültig, ob-

schon es mich nicht viel kränkte, denn ich weiß, daß in Triest, mit Ausnahme der politisch aufgeklärten italienischen Partei, unter den dortigen Deutschen, welche sich durch den angebeteten kaiserl. königl. Gouverneur und dessen Beamtengefolge über Politik aufklären lassen, gar keine politische Bildung herrscht. Ich kam im Jahre 1835 aus der kleinen Provinzialhauptstadt Laibach in die Weltstadt Triest, war aber sehr erstaunt, zu sehen, daß die letztere der ersteren an Bildung überhaupt und speziell an politischer nachstand, daß die große Stadt Triest an politischer Bildung, an Freisinnigkeit, an zeitgemäßer Aufklärung so weit dem kleinen Laibach nachstand. In der letztern Zeit hatte sich die patriotische, die jungitalienische Partei — (Triest ist, man möge sagen was man wolle, der Lage, den Einwohnern nach keine deutsche, sondern eine italienische Stadt) — herausgebildet. Diese trägt zur politischen Aufklärung der italienischen Bewohnerschaft das Meiste bei, da hingegen die deutsche Partei nur dem Servilismus huldigt und den größten Stolz darin setzt, „die treueste Stadt“ zu heißen, nämlich die dem Kaiserhause, dem alten Regierungssysteme, von dem sie vor allen andern Städten

der Monarchie begünstigt, mit besondern Privilegien versehen worden ist, am meisten ergebene (reaktionäre) Stadt genannt zu werden. Der angerühmten Treue liegt ein eigenes Motiv zu Grunde, nämlich die Furcht, daß durch die Constitution die Privilegien aufhören und Triest dadurch viel verlieren würde. Das obgenannte Blatt, das in der spätern Zeit von seinem liberalen Protektor Stadion nach Wien übersiedelt worden war, hat sich vor allen Provinzialblättern mit seinem Gesinnungsgenossen, dem Gratzer „Herold", durch die verleumderischste Entstellung der Revolutionsbegebenheiten ausgezeichnet und den übelsten Rúf über die Männer der Revolution verbreitet. Die hohe politische Bildung des überwiegend größeren Theils der Bewohnerschaft von Triest begriff gar nicht die Bedeutung, die Wichtigkeit der Revolution oder war aus egoistischen Interessen gegen sie gestimmt; mir war Triest zu sehr bekannt, daher wunderte ich mich nicht darüber, daß mir von dort der erste Schmähbrief zugekommen. Ich kenne höchst wahrscheinlich den geistlichen Urheber des Bubenstücks. Vielleicht wird er meine Memoiren lesen; ich sage ihm zu seiner Beruhigung, daß sein Brieflein

durch den Brief eines andern Geistlichen, der mir im Namen mehrerer Amtsbrüder Sympathien bezeugt, wie auch durch die dortige liberale italienische Presse weit überwogen worden ist und daß dessen Wirkung, wenn sie auch noch so groß gewesen wäre, durch die beiden letztgenannten Urtheile vollständig neutralisirt worden wäre. — Ein Simplizius schrieb mir einen Brief aus Triest im Tone eines weinerlichen Bußpredigers und fragte mich, wie es denn möglich sei, daß ich, den er als einen der gutmüthigsten Menschen kenne, der selbst gegen Thierquälerei mit solcher Wärme geschrieben hätte, plötzlich so umgewandelt, in ein königsmörderisches Ungeheuer umgewandelt worden wäre? Wie ich so tief sinken, mit den verruchten Italienern, mit Carl Albert, mit Kossuth, zum Umsturze der Throne ein Bündniß eingehen konnte? Der Mann, mein Landsmann, meinte es redlich mit mir, nach seiner Ansicht. Vielleicht urtheilt er jetzt anders. Jedenfalls danke ich ihm für seine wohlgemeinte Besorgniß um mich; zu seiner Beruhigung füge ich bei, daß ich noch immer der alte bin wie einst in den Studienjahren; er erinnert sich ja noch, daß ich unter allen Studenten-Rebellen wider den alten Prä-

fekten oder wider den verhaßten Suppleanten in der zweiten Humanitätsklasse der heftigste Rebell gewesen bin; auch fühle ich noch immer so tief wie einst das Menschenelend, eben deshalb hasse ich so glühend, so ganz aus der Tiefe der Seele die Peiniger der Menschen, sie mögen gekrönt oder ungekrönt sein. Mit Carl Albert war ich nicht verbunden, denn er ist ein Schurke und mit Schurken wollte und will ich nichts zu thun haben, außer um sie zu bekämpfen; mit den Italienern aber bin ich auf das Innigste verbunden im Geiste der Revolution, durch die Gefühle des Herzens, der Theilnahme, und wünsche ihnen, daß sie so bald als möglich ihre Peiniger los sein möchten:

„Il giardin del mondo per i barbari non é!“

Kossuth habe ich bewundert, solange ich ihn kenne, vor Allem in der letzten Zeit. Wenn ihn die Carthager des österreichischen Küstenlandes nicht bewundern, wundere ich mich nicht darüber; hatten ja doch die alten Carthager den größten Mann ihres Vaterlandes und ihrer Zeit, den Hannibal, verstoßen, ihn den sie doch mit eignen Augen sahen und bewundern mußten, und sollten die österreichisch-küstenländischen Carthager nicht Kossuth, den sie nicht sahen, dessen Größe zu messen die Krämerelle

unzureichend ist, sollten sie einen Kossuth nicht mißachten?! Ich scheide von Euch, liebe Triestiner. Obgleich mir einer aus Eurer Mitte im Monate Januar zu Kremsir ins Angesicht sagte, (da er mich nicht kannte; es geschah im Vorzimmer des Ministers Stadion, den ich wegen meiner Suspension interpelliren wollte) daß sich der Professor Füster in Triest nicht zeigen dürfe, trotzdem sende ich Euch aus der Ferne einen herzlichen Gruß. Auch jetzt herrscht wieder die Cholera wie damals, als wir uns näher kennen lernten, im Sommer des furchtbaren Jahres 1836. Denket an jenes Jahr zurück und wenn ihr es selbst nicht wisset, fraget eure Mitbürger, wie ich mich in jener schrecklichen Zeit benommen und seid versichert, daß ich mich aus denselben Beweggründen, aus denen ich mich damals in die gefährliche Seelsorge hineinstürzte und über drei Monate rastlos in den Seuchestuben wandelte, in die Revolution gestürzt habe und darin schon länger als ein Jahr kämpfe und dafür jetzt in der Fremde lebe. Seid überzeugt daß ich der schönen Tage, der Freundlichkeit, die ich bei Euch genossen habe, nie vergessen werde, daß meine Dankbarkeit gegen Eure Vaterstadt, das schöne

Triest, den herrlichen Bräutigam der Adria, niemals, obgleich ich bei Euch geschmähet werde, erlöschen wird.

Ein College, Reichstagsdeputirter, wollte, da wir noch in Kremsir waren, eine Sammlung der Schmähbriefe, welche die Deputirten erhalten hatten, veranstalten und Immortellen zum Ruhme der Wiener herausgeben, um der Welt zu zeigen wie die Wiener ihren Deputirten die größte Aufmerksamkeit und Achtung bewiesen. Ich sagte ihm daß ich leider alle Schmähbriefe meinem Bedienten übergeben habe, der sie vernichtete, daß ich andernfalls die Sammlung um wenigstens zwei volle Oktavbände, klein gedruckt, vermehrt hätte. Es verging seit den Maitagen in Wien, dann in Kremsir kein Tag, wo ich nicht einen Schmähbrief erhalten hätte, an sehr vielen Tagen empfing ich deren sogar mehrere. Die meisten waren sehr schmutzig, ganz gemein, ohne Witz. Viele rührten von frommen Seelen, s. g. Betschwestern, her, die mir mit der Hölle droheten. In diesen Briefen erhielt ich jedoch den großen Ehrentitel „der zweite Martin Luther.“ Andere droheten mir mit dem Galgen; Andere, daß man mich meuch-

lings ermorden werde. Jemand übersandte mir mein Portrait, auf die gemeinste Art beschmutzt. In keinem fehlte der Vorwurf, daß ich ein Wüstling sei, aber niemand sagte mir wo? wann? wie ich mich vergangen habe? Säufer, Spieler fehlte auch nicht. Jugendverführer kam auch in allen vor. Wenn die guten Leute wüßten wo ich gegenwärtig bin, würden sie mir gewiß einige Belobungsschreiben zusenden. Doch verzichte ich aus solchen Händen eben so gern auf Lobes- als auf Tadelsergüsse; servile Hundenatur liegt beiden zu Grunde! Ob die guten Leute denn einem Stadion, Schwarzenberg, Windischgrätz, einem Hainau, Welden und den andern hohen Herrn auch Huldigungsbriefe schreiben? Ich trete den letzteren mein Recht auf derlei Huldigungen ab und scheide von den Schmähbriefen und ihren „ehrenwerthen" Verfassern ohne allen Groll.

Die Arbeiter wünschten schon seit langer Zeit eine große religiöse Feier, eine Feldmesse mit Predigt, um öffentlich Gott zu danken, ihn gemeinschaftlich zu preisen, daß er ihnen eine bessere Zeit gesandt, daß mit der politischen Freiheit für sie, die Hartgedrückten, eine Erleichte-

rung ihres Looses und schöne Hoffnungen für die Zukunft entstanden waren. Der Sicherheits-ausschuß wollte längere Zeit nicht in ihr Begehren eingehen, weil er bei der großen Versammlung, die sich nahe an zwanzigtausend Menschen belaufen sollte, Gefahren für die öffentliche Ruhe befürchtete und man in dieser Zeit sehr vorsichtig war, wo der Kaiser von Wien entflohen, wo seine Umgebung jeden noch so geringfügigen Schein von Ruhestörung ausbeutete, um des Kaisers Rückkehr zu erschweren, wo die Reaction selbst Ruhestörungen zu bewirken trachtete. Endlich wurde doch die Erlaubniß zu der Festlichkeit ertheilt. Bei deren Anordnung hatte sich der unglückliche Journalist Ehrlich, ein biederer, braver Mann, den die Prätorianer zu acht Jahren schwerem Kerker verurtheilt haben weil er ein Freund der Arbeiter war, besondere Verdienste erworben. Die Feierlichkeit war großartig. Am 30. Juli Sonntags frühe versammelten sich die Arbeiter auf ihren Arbeitsplätzen und zogen unter Musik-Begleitung, mit Fahnen, auf das Glaçis. Das Wetter war sehr günstig, es war einer der heitersten Sommertage. Eine unübersehbare Menge festlich gekleideter Arbeiter, mit

Blumen geschmückt, reiheten sich um das Meß-Zelt. Die vielen Fahnen flatterten festlich und boten einen bunten lieblichen Anblick dar. In der Nähe des Meßzeltes waren zwei Compagnien von der akademischen Legion aufgestellt, die unaufgefordert zur Verherrlichung des Festes ihrer Freunde, der braven Arbeiter, gekommen waren. Mehrere Reichstagsabgeordnete, der Sicherheitsausschuß, sehr viele Nationalgardisten beehrten durch ihre Anwesenheit die braven Arbeiter. Studenten, zu Fuß und zu Pferd, ordneten die Züge. Kleine weißgekleidete Mädchen umgaben das Meßzelt, so reinlich gekleidet daß man sie für Kinder aus reichern Ständen gehalten hätte. Nicht die mindeste Ruhestörung fiel vor, im Gegentheil, man mußte erstaunen wenn man eine so ungeheure Menschenmenge beisammen sah, so ruhig, so geordnet, in so andächtiger Stimmung. Ich las die Messe. Hierauf hielt ich die Predigt ab. Eine portative Kanzel wurde mitten in die Schaar hineingerollt. Unter freiem Himmel sprechen ist nicht leicht. Ich predigte über das sonntägliche Evangelium, den Vorspruch wählte ich: „Ein guter Baum bringt gute Früchte." Die Predigt lautete:

„Liebe Brüder und Schwestern in Christo! Ihr habet schon längst gewünscht, Alle vereinigt Gott ein Dankopfer darzubringen. Eine große Schaar der Kinder Gottes ist hier versammelt um ihren Vater im Himmel zu preisen, um in sich die Gefühle der Andacht zu entflammen, um die Gefühle der Nächstenliebe am Altare Gottes zu beleben, um fromme Vorsätze, heilige Entschlüsse im Angesichte des Alliebenden zu fassen und sie mit seiner Gnade auszuführen, hiedurch die wahre, einzig wahre Religion, die Religion der Gottes- und Nächstenliebe, zu bethätigen. Meine Brüder, es ist ein Hochgefühl der Freude, Euch alle an dieser Stätte zu sehen, denn auch sie ist eine heilige Stätte, denn überall ist Gottes Haus, überall die Arche des Bundes, wo Gottesverehrer wohnen; — Euch zu sehen in Gottes- und Nächstenliebe vereinigt, eine fromme christgläubige Gemeinde! O gewiß, Gottes Vaterauge weilt auf Euch mit Liebe — Ihr seid seine armen, aber biedern, guten Kinder. — Der himmlische Hausvater hat Euch gepflanzt in seinem Weinberg, in seinem Paradiesesgarten hat er euch gepflanzt, damit Ihr gute Früchte bringet."

„Ein guter Baum bringt gute Früchte!“

„Diese Worte des heutigen heiligen Evangeliums werde ich mit Gottes Gnade auf Euch, auf Euren Stand, geliebte Brüder, Arbeiter, anwenden, ich werde darzustellen trachten, welche gute Früchte im Arbeiterstande reifen sollen.“

„In dem Pflanzgarten Gottes auf Erden gibt es verschiedene Bäume; ein jeder Baum trägt eigenthümliche, ein jeder nützliche Früchte. Wenn auch der Werth der Früchte verschieden ist, so sind sie doch alle nützlich. Nicht auf die Schönheit des Baumes kommt es hauptsächlich an. Die Fichte, die Eiche sind schöne Bäume, und doch übertrifft sie der unansehliche Fruchtbaum so sehr an Werth. Man erkennt den Baum aus seinen Früchten.“

„Brüder in Christo! Verschieden sind die Stände, verschieden die Gaben, wie der Apostel sagt; aber es ist ein Geist, der Alles in Allem wirkt, der Geist Gottes erleuchtet und kräftigt jeden Menschen, wofern der Mensch diese Erleuchtung und Kräftigung annehmen will; und der Mensch kann, wenn er sich auch in dem niedrigsten Stande befindet, Früchte der guten

Werke hervorbringen. Ja, es geschieht häufig daß, so wie die unansehnlichsten Bäume die schmackhaftesten Früchte tragen, Menschen in den untersten Ständen Werke der Gottseligkeit verrichten, welche vor Gott und den Menschen den größten Werth besitzen, weil sie aus einem gottliebenden Gemüthe, aus reiner Liebe zu dem Nächsten, ohne alle Selbstsucht, ohne alle Nebenabsichten entsprungen sind; gleich wie unser Herr und Heiland Jesus Christus einst im Tempel, vor Allen welche Gaben auf den Altar legten, nur einzig und allein die arme Wittwe, die nur einen Heller zum Opfer gebracht hatte, belobte, so haben oft die Werke der ärmsten Menschen vor Gott den größten Werth."

„Bringet gute Früchte, lieben Brüder! Liebet Gott über Alles und den Nächsten wie Euch selbst. Arbeitet in dem Stande, den Euch Gott zugewiesen, mit Fleiß und Eifer, redlich und treu. Am Tage der Rechenschaft wird nicht gefragt werden, in welchem Stande der Mensch gewesen sei, sondern wie er die Pflichten seines Standes erfüllet habe. „Der Baum, der schlechte Früchte bringt, wird ausgehauen und in das Feuer geworfen werden."

„Traget Früchte des Guten, traget sie zur Verherrlichung Gottes, der Euch die Gnade gegeben, zum Heile Eurer Seelen, welches von den Früchten des Guten abhängt.“

„Ihr Väter, Mütter, erziehet Eure Kinder in der Gottesfurcht, in der Ehrlichkeit, zur Thätigkeit, zur Nüchternheit. Gold und Silber könnet Ihr ihnen nicht geben; es ist aber auch nicht der kostbarste Schatz, den Eltern ihren Kindern geben können — eine gute Erziehung ist der größte Schatz, den die Eltern ihren Kindern zu schenken vermögen. Erziehet Eure Kinder zu arbeitsamen, ehrlichen Menschen, und Ihr habet sie am meisten glücklich gemacht. Seid ihnen ein Vorbild des Guten, ein Vorbild der Sanftmuth, der Ehrbarkeit, der Mäßigkeit, des Fleißes. Beispiele, gute Beispiele sind die besten Erzieher.“

„Ihr Kinder, Ihr wisset, daß Ihr nächst Gott Euren Elten die größte Liebe beweisen sollet. Sohn, Tochter, Deine Mutter hat Dich mit Schmerzen erkauft, mit Mühen, mit Beschwerden Deiner gepflegt; sie war zu jedem Opfer für Dich bereit, und denkt eher an Deine Wohlfahrt als an ihre eigne. Dein Vater arbeitet im Schweiße seines Angesichtes um Dich

zu ernähren, er bricht sich den Bissen vom Munde ab, damit Du nicht hungerst! Solltest Du Deinen Eltern ihre große Liebe zu Dir nicht lohnen durch Liebe, Dankbarkeit, Gehorsam?"

„Jünglinge und Jungfrauen, erhaltet Euch rein von den Verführungen dieser Welt. Zarter als der Staub auf den Flügeln des Schmetterlings ist die Unschuld! Sie gehet so leicht, so schnell verloren, wenn man nicht wachsam, wenn man nicht stets thätig, nicht gottesfürchtig ist! Fliehet den Müßiggang; er ist aller Laster Anfang! Denket in den Tagen der Jugend, der Kraft, an die Tage des Alters, der Schwäche! Wer im Frühlinge nicht aussäet, kann im Herbste nicht ernten."

„Ihr alle bringet gute Früchte, Früchte der Gottes- und Nächstenliebe! Es genügt nicht um in das Himmelreich eingehen zn können, daß man rufe: „Herr, Herr!" sondern man muß den Willen des Vaters im Himmel erfüllen, man muß Früchte des Guten hervorbringen."

„Liebe Brüder! wir leben in ernsten Zeiten, und stürmischen Zeiten! Der Herr kann noch schwere Prüfungen über uns verhängen! Aus seiner Hand wollen wir sie dankbar annehmen

und dazu benützen, daß wir Früchte des wahren Muthes, der edlen Aufopferung, der reinen Nächstenliebe hervorbringen. Brüder, Ihr habt vor zwei Monaten eine schwere Probe bestanden, in den ewig denkwürdigen Maitagen, Ihr seid in der Prüfungszeit lauter, rein wie Gold befunden worden. Ihr habt für eine gute Sache gekämpft; Ihr habt die akademische Legion kräftig unterstützt, wofür sie Euch immer dankbar sein wird. Gott lohne es Euch! Stehet immer für Wahrheit, Recht und Freiheit! Hieraus erwächst Euch die Frucht der Ehre vor Gott und den Menschen!"

„Ich schließe meine Worte mit der inständigen Bitte, daß Ihr allezeit gute Früchte nach dem Stande, in den Euch Gott berufen hat, bringen wollet, mit der Bitte, daß Ihr mir Eure Liebe schenken mögt."

„Der Vater im Himmel, dessen Kinder alle Menschen sind, ergieße seinen Segen in Fülle über dich, ehrliche, christgläubige Arbeiter-Gemeinde. Sein Frieden kühle Eure Stirnen, Brüdern, Schwestern, bei Tages Last und Hitze! Der Herr träufle himmlischen Balsam in Eure wunden Herzen; er schenke dem Werke Eurer

Hände das Gedeihen; er lasse Euch Friede und Freude finden in Eurem Hause und außer demselben; und einst komme Euch und Allen nach dem großen Tagwerke unseres irdischen Lebens ein ewig seliger Feierabend! Amen."

Die Rede wurde in vielen Tausend Exemplaren abgedruckt und unter die Arbeiter vertheilt. — Nach dem Feste zogen die Arbeiter in der größten Ordnung ab; sie lieferten wieder den oft gegebenen Beweis, daß nicht sie die Ruhestörer, die Anarchisten seien. Diese waren nicht unten, sondern oben, in den höhern und insbesondere in den allerhöchsten Ständen.

Wenige Tage hierauf fand eine andere von den höchsten Ständen angeordnete Feierlichkeit Statt, die kirchliche Siegesfeier über den italienischen Krieg, welche von dem Kriegsministerium angeordnet ward. Die Legion hat sich daran nicht betheiligt. Der Reichstag war dazu eingeladen worden, man lehnte den Antrag ab, **in corpore** dabei zu erscheinen. Ich sprach meine Ansicht über die Feier im Studenten-Courier aus, das betreffende Blatt wurde zum Aerger der Pfaffen und Schwarzgelben an den Straßenecken angeschlagen. Es enthielt Folgendes:

„Vom religiösen (zu unterscheiden vom pfäffisch-königsdienerischen) Standpunkte aus die Feier betrachtend, müssen wir darüber das Verwerfungsurtheil aussprechen. Ihr danket Gott, daß ihr gesiegt, d. i. daß ihr den Feind geschlagen, daß ihr unzählige Menschenherzen schrecklich verwundet habt. Wer ein solches Te Deum laudamus gutheißen kann, hat keinen Begriff von Gott, von Nächstenliebe, von Religion. Sind wir noch nicht so weit gekommen, um einzusehen, daß unser Herrgott, der Allliebende, der Höchstgerechte, unmöglich den Krieg, die großartige Erwürgung seiner Kinder billigen, und daß sich die wahre Religion nie zu einer solchen Feier, der Siegesfeier, herabwürdigen kann? Ein Traueramt hätte sich gebührt, ein großartiges Trauerfest, nicht allein für unsere gefallenen Krieger, sondern für Alle, ein Trauerfest wegen des unsäglichen Elends, das dieser Krieg über Italien gebracht. Ihr lobet ohngeachtet eures feierlichen Te Deum nicht Gott, sondern ihr lobet die rohe Macht, den Tod, das Elend, die Unmenschlichkeit! Das sagt euch ein Theolog, dem das Herz so oft vor Gram und Zorn gezittert, weil in Oesterreich die Religion zur Magd der

Gewalthaber herabgewürdigt ward. Soll dies noch fortwähren?“

Eine andere speziell-kirchliche Angelegenheit von Interesse fiel um diese Zeit vor. Der Duft der Freiheit war selbst in die Klosterräume, durch die festgeschlossenen Klostermauern gedrungen. Eine Elisabethiner-Nonne aus dem Kloster auf der Landstraße hatte, durch die neuen Ereignisse angeregt und ermuthigt, ihrem Kerker zu entfliehen gewußt. Ein Verwandter derselben kam zu mir und fragte mich um Rath und bat mich um Hülfe wegen der Unglücklichen, die in Angst schwebte, daß man sie vielleicht mit Gewalt in den geistlichen Kerker zurückschleppen werde. Ich rieth ihm, zum Weihbischof zu gehen und von ihm die amtlich ausgesprochene Befreiung der Klosterfrau zu begehren, und wenn er ihm solche nicht geben wollte, mindestens sein Versprechen zu erwirken, daß er die Entflohene nicht verfolgen werde. Der geistliche Herr wollte jedenfalls die Entflohene in das Kloster zurückgekehrt sehen, allein der weltliche Herr sprach, wie ich ihm gerathen, nachdrücklich, drohete mit der Veröffentlichung, machte den Weihbischof darauf aufmerksam, daß die Sache, wenn sie bekannt gemacht

würde, ihm solche Unannehmlichkeiten bereiten könnte, wie sie der Erzbischof erfahren hatte. Das wirkte: eine Volksdemonstration unliebsamer Art, vulgo Katzenmusik genannt, fürchtete der Weihbischof; er versprach, keine Verfolgung der Klosterfrau einzuleiten. Ich sagte dem Beschützer der Entflohenen, daß, so lange der Sicherheitsausschuß und die Legion beständen, von einer Verfolgung der Dame keine Rede sein könnte. Diese erzählte mir ihr Schicksal, daß sie wegen einer traurigen Erfahrung der Welt Lebewohl gesagt, daß sie nach abgelegtem Gelübde bald in Trauer und Gram versunken wäre, daß sie zwölf furchtbare Jahre, ohne Hoffnung der Erlösung, in dem geistlichen Kerker unter den größten Herzens- und Seelenschmerzen verlebt habe, daß die Märzsonne mit ihren mächtigen Strahlen durch die Klostermauern gedrungen sei, und dadurch die Freiheitsliebe und der Muth in ihr erwacht wären und sie, keine Gefahr scheuend, dem geistlichen Kerker entflohen wäre. Sie betheuerte mir, daß noch mehrere Klosterfrauen sich nach Befreiung sehnten, daß beinahe alle sich höchst unglücklich fühlten.

Der aufgelöste österreichische Reichstag hätte

die Nonne wohl befreit durch den § 14 der Grundrechte, der lautet: „Keine Religionsgesellschaft (Kirche) genießt vor andern Vorrechte durch den Staat. Niemand kann zu religiösen Handlungen und Feierlichkeiten überhaupt oder insbesondere zu den Verpflichtungen eines Cultus, zu welchem er sich nicht bekennt, vom Staate gezwungen werden. Eben so wenig darf zur Einhaltung von Verpflichtungen, die Jemand durch geistliche Weihe oder Ordensgelübde übernommen hat, ein Zwang angewendet werden." Die Frohnvesten der geistlichen Sklaverei, des misanthropistischen Unsinns, der unnatürlichen, pflichtwidrigen Weltentsagung, die Klöster, bestehen aber noch fort in Oesterreich. Wenn noch Jedermann die Freiheit bliebe, nach einigen Jahren, wenn er sich in einem Kloster nicht zufrieden fühlt, wie es bei den barmherzigen Schwestern — die wir von dem, was wir so eben sagten, ausnehmen — der Fall ist, das Kloster, den Ordensstand zu verlassen, dann ließen sich die abgeschmackten katholischen Ordensgelübde doch in Etwas entschuldigen. Wie es der armen Klosterfrau nach der Einführung der Standrechtsregierung, mit der die geistliche Gewalt Hand

in Hand geht, ergangen, ist uns nicht bekannt; wir wünschen ihr, daß sie nie mehr in den alten Kerker zurückkehre.

Mit einer andern kirchlichen Angelegenheit machten mir die Leute auch sehr viel zu schaffen, mit der Erlangung der Dispens in Betreff des Ehehindernisses der Schwägerschaft und Verwandtschaft. Sehr Viele, von nahe und ferne, waren bei mir, um sich darüber Raths zu erholen. Der Wiener Erzbischof handelte hierin, so wie in allen übrigen Dingen, seinem Namen gerade entgegengesetzt, wie es der in Wien bekannte und für wahrheitsgetreu gehaltene Vers besagt:

„Milde! dein Name ist Ironie;
Denn milde warst du nie!“

Ein Bauer war bei mir, der die Nichte seiner verstorbenen Ehegattin zu heirathen wünschte; er erhielt nach oftmaligem Ansuchen keine Dispens. Daß die Angelegenheit nach Rom mußte, daß dort die Ehedispensationen ertheilt werden, entschuldigt den Erzbischof nicht. Die Gesuche wurden den Bittstellern zurückgesandt, ohne daß man sich an Rom gewandt hätte, und wo das letztere auch der Fall gewesen und keine Dispens

von Rom gekommen war, lag die Schuld an dem Erzbischof, der die Gesuche mit abschlägigem Gutachten begleitet hatte. Warum erhielten die Petenten aus andern Diözesen die Dispensation selbst in schwierigern Fällen? Weil die Bischöfe milde handelten, die Gesuche günstig begleiteten. Das Ehehinderniß der Schwägerschaft ist in den wenigsten Fällen begründet, im Gegentheile, beinahe in allen Fällen ist gerade dann ein triftiger Grund zur Ehe zu finden, wenn Ehen von Verschwägerten geschlossen werden.

In beiderlei Beziehung, sowohl wegen der Klöster als des Ehehindernisses der Schwägerschaft, erhielt ich viele Briefe von Geistlichen, und es sprachen mehrere ihre Ansicht aus, daß beides aufgehoben werden solle. Sehr viele Mönche schrieben mir aus verschiedenen Theilen des Kaiserstaates, die mich ersuchten, ich möchte im Reichstage die Aufhebung der Klöster beantragen. Ich stellte in Beziehung des Einen wie des Andern Anträge an den Reichstag und fügte ihnen noch den dritten Punkt bei, daß alle Kirchenvorsteher, namentlich die Bischöfe und Pfarrer der katholischen Kirche, vom Volke gewählt werden sollten. In Betreff der Klöster beantragte ich, daß alle

Klöster, mit Ausnahme derjenigen, welche sich mit Krankenpflege befassen, aufgehoben werden sollten. Es läßt sich denken, welchen Lärm das erregt hatte; ein katholischer Priester beantragte die Aufhebung der Klöster!! — In Kremsir wurden die meisten noch nicht erledigten Anträge zurückgenommen; ich zog meine Anträge mit der Bemerkung zurück, daß die Gegenstände ohnehin in den Grundrechten vorkommen würden; wenn dies nicht geschehe, würde ich die Anträge erneuern. Sie kamen auch alle vor. Von einer plötzlichen Aufhebung der Klöster konnte bei den später eingetretenen Verhältnissen keine Rede mehr sein; angebahnt wurde sie durch den obengenannten § 14; denn so bald der Austritt aus dem Kloster und selbst aus dem geistlichen Stande politisch freistand, war die Klostermacht gebrochen. In Betreff des kirchlichen Ehehindernisses der Schwägerschaft ward dessen Aufhebung nebst andern noch größern Hindernissen durch die Civilehe vollständig bewirkt. Die vortrefflichen drei Religionsparagraphe der Grundrechte und die Constitution, die der Reichstag entworfen, setzen ihm ein unvergängliches Monument in der Geschichte Oestreichs. Den Reichstag hat nachher die Standrechts-Regie-

rung aufgelöst und statt der liberalen Religionspa-
ragraphen antiliberale octroyirt, nebstdem hat sie in Wien einen Pfaffentag ausgeschrieben, wozu die Bischöfe der Monarchie sehr zahlreich erschienen. Statt des Reichstags einen Pfaffentag! Die Herrn, deren Reich nicht von dieser Welt ist, werden sich willig fügen, es wird wohl keine gewaltsame Auflösung nothwendig sein; der heilige Geist wehet über ihnen aus dem hocherleuchteten Ministerium des Cultus, aus dem hochkultivirten Ministerium Stadion! Dennoch kann sich die Regierung auch hierin verrechnen. Das, was sie den geistlichen Herrn gelassen, Alles, was sie aus Liebe zu ihnen verworfen, wird ihnen endlich doch nicht genügen, denn ihre Ungenügsamkeit übersteigt die Gränzen der Erde. Dieselben Pfaffen, denen die Regierung, zur eignen Schande, Alles gethan, werden geheime Feinde derselben werden. Mit gesenkten Häuptern gingen sie vor einiger Zeit aus der Burg. Alles, was die Regierung ihnen zu Liebe und der Vernunft zu Trotz gethan, genügt den unersättlichen Pfaffen noch nicht! Der Kranke, der an der Auszehrung leidet, hat große Eßlust, je weiter die Krankheit um sich greift, je stärker sie wird, desto

mehr steigert sich die Eßlust. So ergeht es den Standrechtsregierungen und den Pfaffen. Nur noch stärkere Eßlust! je stärker, desto besser; eh' ihr nicht den dummen Leuten den letzten Bissen geraubt, werden sie euch nicht in all eurer Häßlichkeit erblicken, werdet ihr zum Heile der Menschheit nicht das Zeitliche segnen; so lange ihr Hirten die Schafe nicht vollends abgeschoren, alle ihre Bewegungen gehemmt, durch ununterbrochenes geistliches Einpferchen sie vollends werdet abgequält haben, werden sie eurem Hirtenstabe nicht entlaufen.

Die deutsche Sache interessirte die Studenten. Die Revolution ist die Apotheose des Individualismus. Jedermann ist selbstständig, Jedermann will selbstthätig sein, Jedermann sich durch irgend etwas bemerkbar machen, über die Andern hervorragen, trotzdem daß Gleichheit verkündigt ist. An Planmachern fehlt es nie in der Welt, am wenigsten zur Zeit einer Revolution. Durch Plane will man sich bemerkbar machen. Sehr Vieles wird in Angriff genommen, aber sehr Weniges ausgeführt. Sanguinische Hoffnungen leiten die Berechnung. Bei der ersten Bemühung zur Verwirklichung des Planes stellt

sich dann der Rechnungsfehler heraus. Die meisten Menschen lassen in der Berechnung der Plane die Einbildungskraft und das Gefühl wirken anstatt daß sie den Verstand, den kalten prosaischen Verstand hören, ihn einzig und allein. Ich erwähne dessen, weil ich durch den Gegenstand, den ich jetzt berühren will, daran erinnert ward, doch will ich ihn selbst, nämlich den Verein für die deutsche Flotte, nicht mit aller Strenge unter das Obige subsummirt wissen. Hunderte, Tausende von Planen wurden gemacht, beinahe alle unpraktisch, unausführbar.

Es hatte sich ein Verein für die deutsche Flotte an der Universität gebildet, der sehr eifrig und unverdrossen arbeitete. Man hatte mich eingeladen dem Ausschusse beizutreten. Ich wollte es ablehnen weil ich sehr wenig für die Sache thun konnte und die Ueberzeugung hegte, daß sich bei den tausenderlei Subscriptionen, mit denen die Leute — vielleicht nirgend in der Welt in dem Maße als in Wien — geplagt wurden, sehr wenig für die deutsche Flotte würde thun lassen, um so weniger, weil ein einziges Kriegsschiff eine immense Summe Geldes kostet und auf gewöhnlichen Vereinswegen sehr wenig

Geld zusammengebracht werden kann. Ich konnte ohne Beleidigung der wackern jungen Männer nicht zurücktreten und wirkte mit meiner Namensunterschrift mit. Da kam ein Planmacher in den Verein und stellte den Antrag, daß die in Oesterreich gesammelten Beiträge nicht nach Frankfurt eingesandt werden, daß man sie in Oesterreich, in Triest, zu dem bestimmten Zwecke verwenden sollte. In Triest sei eine rühmlichst bekannte Schiffswerfte, daselbst könnte man Schiffe bauen und eine süddeutsche Marine (!?) errichten. Ich zweifle ob man bei dem regsten Eifer mehr Beiträge erhalten hätte als eine Summe, womit man ein Paar Kanonierboote, oder eine Pinasse — die kleinste Art Kriegsschiffe, etwas größer als eine Fischerbarke — hätte bauen lassen. Eine süddeutsche Marine! eine Kleinigkeit! Man kann es jedoch den Leuten nicht übel nehmen daß sie solche Rechnungen machten, hat man mich doch versichert, daß es vor einigen Jahren in Wien einen Marine-Referenten im Hofkriegsrathe gegeben, der nie ein Kriegsschiff, außer auf Gemälden, gesehen hatte. Es kamen einige Gelder für die deutsche Flotte ein, der Verein war nur sehr

kurze Zeit in Wirksamkeit, etwa zwei oder drei Monate vor dem Oktober.

Die Alten besitzen praktische Kenntnisse, sie rennen sich jedoch in dem Alten fest, besitzen keine Originalität, keinen Schwung. Die Jungen besitzen keine oder sehr geringe praktische Kenntnisse, aber Originalität und insbesondere Schwung in Ueberfülle. Die erstern sind die Hemmschuhe, die andern die Windmühlenflügel der Revolution. Die letztern sind sehr brauchbar um die Revolution zu machen, aber nicht um sie zu ordnen, um sie zum Ziele zu führen; die erstern sind ohngeachtet ihrer Kenntnisse zu nichts zu gebrauchen, weil sie aus dem alten Geleise nicht herausgehen, sich in die Forderungen der neuen Zeit nicht hineindenken können. Wo sind die Männer der Mitte? und gibt es eine Mitte? ist sie nicht eine halbe, daher eine verwerfliche Sache? Dennoch läßt sich praktische Kenntniß, Beachtung des Praktischen und Originalität vereinigen. Benützung des Alten zum Neubau ist oft nothwendig, wer das nicht versteht ist ein leerer Planmacher, ein Phantasieenmensch, dessen Einbildungen nicht verwirklicht werden können.

Die süddeutsche Flotte wird, wenn die gegenwärtigen Zustände in Oesterreich fortwähren, wenn es von Deutschland getrennt bleibt, nie flott werden. Triest ist unparteiisch und praktisch genommen eine italienische Seestadt und gewiß eher eine südslavische als eine deutsche, daher wäre die daselbst gebaute eher eine italienische und südslavische als eine süddeutsche Flotte.

Am 12. August zog der Kaiser in Wien ein, aus Innsbruck zurück, auf die Aufforderung des Reichstags. Die Legion rückte in Parade aus. Ich zog mit der sogenannten Ehren-Compagnie, die sich auf dem Franzensplatze zunächst am Einfahrtsthore der Burg aufstellte. Garden aus Mähren waren auch auf dem Platze aufgestellt. Jedes Corps der Legion gab einige Züge für die benannte Compagnie. Der Kaiser wurde ohne Vivat empfangen, erstens deshalb, weil eine verhaßte Person, die Erzherzogin Sophie, die an der Flucht Schuld war, in seinem Wagen saß, und dann wollte man über seine Flucht aus Wien die volle Indignation zeigen, weil das Volk sich im Bewußtsein seiner Souveränität von Niemanden, auch nicht von einer andern Souveränität, hintansetzen lassen wollte. Als der

Kaiser an uns vorbeifuhr, während der militärischen Ehrenbezeugungen, wurde nicht die österreichische Volkshymne, sondern die deutsche: „Was ist des Deutschen Vaterland?" von der Musikbande gespielt, obgleich die loyalen mährischen und die loyalen Wiener Garden die Servituthymne in größter Andacht ableierten. Die Vorstadt-Garden, worunter wir jedoch nicht die Leopoldstädter, die Landstrasser und Alservorstädter verstehen, verhielten sich bei der Vorbeifahrt des Kaisers ganz kalt, ohne Vivatrufen. Man hatte während der Abwesenheit des Hofes — mit Ausnahme der Servilen — dessen ganz vergessen; man dachte nicht mehr an Kaiser und Hof. Die glücklichste Zeit der Revolution war vom 18. Mai bis 12. August, wo sie selbst schaltete und waltete, wo man die reaktionäre Regierung, da man sie am 26. Mai besiegt hatte, völlig in der Gewalt hatte, sie sich dem Volkswillen fügen mußte. Ob sie wirklich die glücklichste Zeit war oder nicht, das mögen Reaktionäre bezweifeln, die Geschichte wird daran nicht zweifeln. Die Entfernung des Kaisers von Wien hat den Samen der republikanischen Ueberzeugung im Volke ausgesäet — in den

Gebildeteren war er auch schon vor dem März als üppige Saat vorhanden — die zweite Entfernung von Wien, die Standrechts- und Rachepolitik hat den Boden mit Blut befruchtet, den Samen groß gezogen, der Einmarsch der Russen ihn als der belebende Sonnenschein gefördert. Ihr selbst, ihr Klugen dieser Welt, arbeitet euren Feinden wacker in die Hände. Alle republikanischen Bemühungen, alle noch so fanatische Proselytenmacherei hätte nicht so Viele für die Freiheit, für die Republik gewonnen, als ihr derselben durch eure Abschreckungstheorie und Abschreckungspraxis zugeführt habt. Arbeitet so fort und die Menschen, denen die Wahrheit an sich wenig beweiset, wenn man sie ihnen nicht durch handgreifliche Beispiele einprägt, diese Menschen werden durch eure eiserne Ruthe bekehrt werden, sie wenden sich mit Abscheu von euch ab und flüchten sich vor den Seligkeiten eurer Blutmonarchie in den Schooß der wahren Beglückerin der Menschheit, der Republik! —

Gleich nach der Rückkehr des Hofes erblühete die Reaktion in aller Herrlichkeit; was früher bei der thatsächlich republikanischen Verfassung und Regierung stille war und furchtsam, bekam

durch die Anwesenheit des Hofes Muth und die Reaktion agitirte wider die Revolution, nicht, wie bisher, im Verborgenen, sondern öffentlich, ohne Scheu. Sie war nie unthätig gewesen, sie hatte stets im Geheimen ihr Sündenwerk getrieben, sie unterminirte durch ihre Maulwürfe den ganzen Boden der Revolution; jetzt aber waren die Maulwürfe zur Höhe gekommen, plötzlich, über Nacht waren unübersehbare Maulwurfhügel emporgeschossen und erfüllten die Jünger der Revolution mit Besorgniß; dazu gehörten z. B. der constitutionelle Verein, die Petition um Aufhebung der akademischen Legion, schwarzgelb bebänderte Gesellschaften; die Sonne der Reaktion, oder vielmehr der giftige Samum oder Scirocco der Reaktion war erschienen und förderte mit unerhörter Wirksamkeit den Wachsthum der giftigen Reaktionspflanze, die in aller Ueppigkeit wucherte. Die Reaktion war schon längst auch in den Preßprozessen sichtbar, nicht so sehr in den Urtheilen der Geschwornen, als in der Einleitung der Preßprozesse, in den Anklagen wegen Preßvergehen. Die reaktionären Blätter, die schon seit langer Zeit schamlos ihr Unwesen trieben, seit der Rückkehr des Hofes jede Rücksicht auf

Wahrheit und Ehre gänzlich bei Seite ließen, wurden vom Staatsanwalte nie verfolgt, nur die liberalen Blätter erfreuten sich seiner besondern Aufmerksamkeit. Der „Studenten-Courier“ ward vor allen andern vom Staatsanwalte der zartesten Sorgfalt gewürdiget. Die Redakteure dieses Blattes, das die Spitze der liberalen Presse bildete, wurden am 17. August des Nachmittags plötzlich verhaftet. Ich kam an die Universität und fand daselbst eine sehr große Aufregung. Einige Studenten waren abgesandt worden, um den Grund der Verhaftung und den Ort, wohin man die Redakteure gebracht, zu erfahren. Es gelang mir, die aufgeregten Massen dadurch zu beruhigen, daß ich ihnen versprach, augenblicklich den abgesendeten Studenten zu folgen und das Nothwendige zur Befreiung der Verhafteten, wozu mich auch persönliche Beweggründe der Freundschaft antrieben, einzuleiten. In Begleitung zweier Studenten fuhr ich zur Stadthauptmannschaft und erkundigte mich daselbst nach den Verhafteten. Man konnte mir keine andere Auskunft geben, als daß höchst wahrscheinlich vom Criminalgerichte, resp. vom Preßgerichte, die Verhaftung eingeleitet worden sei und daß man

weiter gar nichts in dieser Angelegenheit wisse. Ich suchte im Lokal des Preßgerichtes das Nähere zu erfahren; es war jedoch kein einziger Beamter anwesend. Ich begab mich in die Wohnung des Vicepräsidenten Verhoviz und fand ihn nicht zu Hause; man nannte mir ein Lesekabinet, wo er um die gegenwärtige Stunde anzutreffen sei. Auch dort fand ich ihn nicht. Zum Glücke nannte man mir noch Breda, den Vicepräsidenten des Preßgerichtes, und bezeichnete seine Wohnung. Ich fuhr an die Universität, wo eine große Menge Studenten und anderer Leute zu der bereits vorhandenen zugewachsen war. Man wollte die Criminalgefängnisse stürmen und die verhafteten Redakteure nebst dem Studenten Blumberg, der nachgehends öffentlich in einem Kaffeehause, zu allgemeinem Aerger, verhaftet worden war, befreien. Ich beruhigte die Studenten; ich sagte ihnen, daß ich auf gesetzlichem Wege durch Erlegung der vorgeschriebenen Caution von je zweihundert Gulden die Befreiung bewirken würde, daß wir das Gesetz achten, der andern Bevölkerung durch gutes Beispiel vorleuchten sollten. In größter Eile fuhr ich zu Breda, den ich glücklicherweise zu Hause traf. Es war Abends

9 Uhr. Zwei volle Stunden waren also trotz der rastlosen Eile, womit ich von Ort zu Ort fuhr, um zu erfahren, wo ich die Ehre haben könnte, mein Geld zu deponiren, vergangen, ehe ich das Ziel meiner Bestrebung erreichte. Breda schien noch bei meinem Erscheinen über die Anmeldung seines Bedienten, daß der berüchtigte Professor Füster mit zwei Studenten in so später Stunde ihn aufsuche, betroffen zu sein; er war übrigens sehr höflich, sagte mir, daß wegen des Preßprozesses die Verhaftung angeordnet worden sei, daß aber die Verhafteten nach Erlegung der Caution gleich auf freien Fuß gestellt werden sollten. Er gab mir nach deren Erlegung ein Schreiben an den Commandanten des Criminalgefängnisses und ein anderes an einen Commissär der Stadthauptmannschaft mit für den Fall, daß der Commandant Bedenken trüge, die Verhafteten zu entlassen. Der Unwille, die Aufregung an der Universität hatte durch die zweistündige Verzögerung den höchsten Grad erreicht. Nur meiner Einwirkung gelang es, die Menge zurückzuhalten, die darüber entrüstet war, daß man gerade die freisinnigen Redakteure mit solcher Strenge behandelte, wogegen die von oben bezahlten und

unterstützten Creaturen der sogenannen „guten“, d. h. der Schandpresse, ganz frei und schadlos waren. Auf die Einwendung, daß man die letzteren auch zur Rechenschaft ziehen würde, wenn von den Privaten, denen in der Presse Unrecht angethan würde, wider dieselbe Anklage erhoben werden sollte, wurde geantwortet, daß man recht gut wisse, daß der Staatsanwalt sich der durch die Schandpresse beleidigten Männer des Volks mit gar keinem Eifer annehme, ja daß man kaum die geringste Genugthuung für sie hoffen könne. Gegen die weitere Behauptung, der Staatsanwalt könne nur Prozesse in Beziehung auf das öffentliche Interesse, auf Majestäts- und Gesetzbeleidigung einleiten, fragte man, warum er denn nicht Prozesse wider die Schandpresse einleite, die ja auch das öffentliche Interesse, die Freiheit des Volks und des Staates, angreife und zu Grunde richten wolle; ob ein solches Verfahren nicht ebenso gut und noch besser ein Gegenstand seiner Thätigkeit sei, als die lächerlichen Behauptungen von Majestätsbeleidigung, die man aus jeder Aeußerung der liberalen Presse herausspioniren wolle?

Mit der Nachricht von der Freilassung der Verhafteten erfreute ich die aufgeregte Menge.

Trotz meiner Bitte, daß man kein Aufsehen erregen, nicht zum Criminalgefängnisse in Masse gehen und die Bürgerschaft in der Nachtruhe stören solle, begaben sich doch sehr Viele dahin. Die Wachmannschaft war schon vor meiner Ankunft durch die Menschenmenge, die sich vor dem Criminalgefängnisse zusammen gerottet hatte, in große Besorgniß versetzt worden. Bei den drei Verhafteten traf ich viele Studenten an, die sich zum Besuche bei ihnen eingedrängt hatten. Der Commandant war anfänglich in Zweifel, ob er sie freilassen solle. Da ich ihm jedoch das Schreiben an den Commissär vorwies mit dem Bemerken, daß jetzt keine Zeit sei, den letzteren erst aufzusuchen, war dies genügend, um ihm alle Zweifel zu benehmen. Die Freilassung der Redakteure Buchheim und Falke erfolgte. Nun kam ich aber wegen Blumbergs in die Klemme, den die Studenten auch befreien wollten. Er selbst jedoch sagte ihnen, daß er nur auf gesetzlichem Wege befreit sein wolle. Falke, Buchheim und ich versprachen das Mögliche zu thun, um ihn so bald als möglich wieder in Freiheit zu setzen.

Das Volk aber war, so lange noch einer der

Studenten in Verhaft blieb, sehr unruhig, es wollte nicht nach Hause gehen. Durch die Güte zweier Deputirten wurde man in die Lage gesetzt, die Caution zu zahlen und den Studenten Blumberg zu befreien.

Der „Studenten-Courier" war die freisinnigste Zeitung; er entbehrte zwar des tieferen wissenschaftlichen Gehaltes, war jedoch durch seinen populären Ton und Gehalt von sehr großer Wirkung und Bedeutung. Er repräsentirte die Jugend, die heißblütige, die rasche, die am Ziele zu sein glaubt ehe sie noch den Lauf begonnen, die vorzüglich der großen Täuschung unterworfen ist, daß die Volksmassen eben so rasch den Weg zum Ziele zurücklegen können, wie es die Demokraten in ihrer Begeisterung meinen und wie sie selbst es thun: diese bisher so ganz verwahrlosten Volksmassen, die in ihrer natürlichen Unbeweglichkeit und Unbehülflichkeit nicht so frei und geistig voraneilen können wie die von geistigen und poetischen Flügeln getragene Jugend, die im Gegentheil unendlich viel Zeit bedürfen, ehe sie die neuen Ideen ahnen, ehe sie dieselben auch bei eindringlichster Erklärung nur einigermaßen auffassen, ehe sie dieselben in Saft

und Blut verwandeln und, was das Schwierigste ist, ehe sie darnach handeln! Im „Studenten-Courier" wurde ganz unverhohlen die rothe Republik gepredigt, ohne Furcht und Scheu, und mitgearbeitet zur „Ueberstürzung", im contrerevolutionären Sinne dieses vieldeutigen und vielgedeuteten Wortes.

Preßprozesse hatten alle liberalen Blätter, so namentlich „die Constitution," „der Freimüthige," „der Radicale". Ueber die Wiener liberale Presse zur Zeit der Revolution sprechen, mit Ausnahme der Radicalen, Alle das Verwerfungsurtheil aus; selbst viele Liberale lassen sich zu diesem ungerechten Urtheile hinreißen. Wir sprechen unsere Ansicht dahin aus, daß jene, welche der radicalen Presse Maßlosigkeit vorwerfen, Unrecht haben, wenn sie die Maßlosigkeit auf die Tendenz der Presse beziehen. Die Revolution war noch lange nicht beendet in Oesterreich, die Reaktion war furchtbar mächtig und nahm in dem nächsten Augenblicke schamlos wieder, was sie kurz vorher furchtsam gegeben hatte; es war der heftigste fortwährende Kampf nothwendig, um nicht alle Früchte der Revolution zu verlieren. Da war keine Maßlosigkeit, keine

Leidenschaft zu groß, wenn es galt die Freiheits-Errungenschaften zu vertheidigen. Die Tendenz der liberalen, oder vielmehr der radicalen Presse muß also von dem Vorwurfe, von dem Tadel der Maßlosigkeit frei gesprochen werden: denn wer nicht in gewissem Sinn des Wortes maßlos für die Wahrheit und die Freiheit begeistert ist, wer für sie nicht ganz, ohne Beschränkung erglüht, der hat nie deren hohe Bedeutung ergriffen. Was die Mittel zu ihrer Verwirklichung, Begründung und Ausbreitung betrifft, so kann man maßlos sein, wenn man, ohne den Verstand, die Klugheit zu Rathe zu ziehen, nur einzig und allein dem Gefühle folgt, das über die Bösartigkeit der Reactionäre, der Feinde der Wahrheit und Freiheit, leidenschaftlich erbittert, überschwenglich wird, und sich in Vertheidigung und Ausbreitung der Freiheit zur Unbesonnenheit, zum blinden Hasse hinreißen läßt. Jedenfalls hatten in dieser Beziehung beinahe alle radicalen Blätter nicht das gehörige Maß eingehalten. Man ließ sich von dem Widerwillen gegen die Feinde der Freiheit so weit hinreißen, daß man nur zu oft die Besonnenheit verlor, das was sich ziemt, verletzte, zu gemeinen

Schimpfworten sich herabließ und den Gegner, statt ihn mit dem Schwerte zu schlagen, mit Koth bewarf. Der Ton der radikalen Presse war nicht immer der rechte, er war oft zu maßlos bitter und beleidigend. Und das war zugleich ein sittlicher und ein Klugheitsfehler, denn keine Waffe tödtet den Gegner mehr, als selbstbewußte Ruhe, jene klare Besonnenheit, die das gute Recht besser und eindringlicher beweist, als alle leidenschaftliche Heftigkeit. Zur Entschuldigung der radikalen Presse dient wohl die allgemeine fieberhafte Aufregung, die nicht immer die besonnene Wahl in den Ausdrücken zuließ, zur Entschuldigung dient außer der neuen jugendlichen Freiheit noch die schrankenlos herausfordernde Niederträchtigkeit der Reaktion, namentlich der loyalen Presse, die sich jener Maßlosigkeit noch in viel höherm Grade überließ, als dies von der radikalen behauptet werden kann. Und was war alle Maßlosigkeit der radikalen Presse in der Art und Weise der Bekämpfung des Feindes, im Vergleiche mit der loyalen Presse! Die letztere war mehr als maßlos, sie war perfid, diabolisch. Das löbliche

kaiserliche Preßgericht betrachtete die Presse mit ganz andern Augen als die Radikalen; in den radikalen Blättern sah es nur gesetzlose wilde Maßlosigkeit, in der loyalen Presse dagegen nur Mäßigung, die löblichsten Tendenzen mit dem schicksamsten Tone gepaart.

Eine andere Frage trifft die Gründlichkeit oder Seichtigkeit des Inhalts der Presse. Viele wollten in den radikalen Blättern nur das Letztere gefunden haben und rühmten vor allen die Gründlichkeit des bekannten reaktionären Blattes „die Presse". Man hat auch einst von der Gründlichkeit der Frankfurter Professoren wunderviel gehalten, endlich aber solche Gründlichkeit besser achten d. h. verachten gelernt. Wozu nützt eine Gründlichkeit, welche nur das schlechte Alte, weil es alt ist, gründlich zu loben und zu preisen versteht und darin ihren größten Ruhm findet, die großen Ideen und Tendenzen der neuern Zeit zu verkleinern und zu verdächtigen? Was nicht mit der alten Gründlichkeitsform verbrämt ist, was nicht ihren Stempel an sich trägt, erscheint den Schul-Gründlichen, d. i. den Pedantischen, den alt-gründlichen Perrücken seicht. Wenn man erst so viel Zeit wird ge-

habt haben um die zukunftreiche Gährung der Gegenwart in eine wissenschaftlich-schulfeste Form zu bringen, dann wird bei dem reißenden Flusse der Zeit auch die Sache selbst, die man eingepreßt, bald wieder veraltet und daher unzeitmäßig, d. h. seicht sein für eine neue Welt, doch für eine Welt mit andern Verhältnissen, Bedürfnissen und Mitteln, mit andern Ansichten als die der gegenwärtigen. Hat „die Presse“ bei aller ihrer „Gründlichkeit“ etwa die neue Zeit, deren Bedürfnisse, deren Mittel richtig aufgefaßt, hat sie zur Begründung einer neuen, nothwendig andern Ordnung mit all ihrer gerühmten „Gründlichkeit“ nur das mindeste beigetragen? So erscheint z. B. in Hamburg ein Blatt, „der Volksfreund“, ohne den Appart jener angerühmten Schulgründlichkeit, während ein anderes dortiges Blatt, die „Hamburger Staats- und Gelehrten-Zeitung“, strozt von dem ganzen Plunder der Professoren-Gründlichkeit, womit die gelehrten Herren keinen Hund von dem Ofen wegzulocken verstehen! Dafür darf aber auch natürlich der „Volksfreund“, als Freund des Volks, der ungelehrten Menschenmasse, unmöglich gründlich, die „Staats- und gelehrte Zeitung“ aber

muß, schon ihrem Namen nach, nothwendiger Weise wissenschaftlich, gelehrt, gründlich sein; daran zweifelt niemand, außer dem Leser beider Zeitungen, der sie mit gesundem richtigem Urtheile liest, der zu unterscheiden weiß zwischen gesunder Vernunft und alter, schulmäßiger Gelehrsamkeit und Gründlichkeit, der weiß daß die Gründlichkeit nicht in affektirt philosophischer Form, in scheinbar philosophischen Deduktionen, sondern im richtigen Anschauen der Menschen und Dinge, in naturmäßiger Entwickelung des zu beweisenden Gegenstandes besteht. Ihr mögt den ganzen dialektischen Denkprozeß durcharbeiten, mit den reinsten philosophischen Terminen eure Gedanken einkleiden, sie streng folgerecht gliedern, aber wenn ihr nicht den Gegenstand in seiner Wirklichkeit erkennt, wie er in der Gegenwart selbst, nicht wie er in einseitiger Auffassung, in der Abstraktion, in der Einbildung vorhanden ist, so nützt euch alle eure Gründlichkeit so viel wie nichts.

Gegenwärtig ist kein Preßgericht in Wien. Die obligatservile Presse ist nie maßlos im Sinne der Reaktion. Für Sklaven braucht man keinen Censor, nur einen Aufseher oder Treiber,

und dazu taugt jeder Prätorianer, mag er auch von Wissenschaft noch weniger verstehen als die weltberühmten Commandanten von Wien. Die maßlose radikale Presse ist zur Ruhe gebracht, zwei ihrer besten Journalisten hat das Janitscharen-Preßgericht im Stadtgraben von Wien zur Ruhe gebracht, die andern sind entflohen. Wenn jedoch das österreichische Volk wieder ersteht, werdet ihr hören, ja ihr könnt es jetzt schon hören, wer den Vorwurf der Maßlosigkeit mehr verdiene, die radikale oder die reaktionäre Parthei. Wir haben schon vor Monaten das Urtheil selbst aus dem Munde mancher ehrlichen Reaktionäre gehört, die sagten: „die radikale Presse war maßlos, aber was ist ihre Maßlosigkeit im Vergleiche mit der Maßlosigkeit der Presse, die der Ordnung und Ruhe dienen sollte? Jene war ein junger unbesonnener Hitzkopf, diese ist eine Giftmischerin, eine feile Dirne, gebrandmarkt mit allen Lastern.“ Ministerialknechte, Centralisten des Reichstags hörten wir so sprechen. Die eigene Partei hat den Stab über die Regierungspresse gebrochen. Die hirnlose Regierungsmagd „Wiener Zeitung“, der ministerielle Lügner und Verleumder: „der österreichische Lloyd“,

das feile, verächtliche Schooßhündchen der Kamarilla, der „Ollmützer Correspondent,“ die Staatssophistin „die Presse“ — (von andern Blättern spreche ich gar nicht, weil sie nicht eine einzige Zeile enthalten, die man beachten könnte, weil sie durch und durch mit Koth geschrieben und besudelt sind, so daß ein honetter Mann, und sei er selbst Reaktionär, nur mit tiefstem Eckel an solchem Auswurfe menschlichen Geistes oder vielmehr menschlicher Niederträchtigkeit denken kann!) was sind sie alle im Vergleiche mit der „Constitution“, dem „Radikalen“, dem „Freimüthigen“, dem „Studenten-Courier“ und namentlich der „Allgemeinen österreichischen Zeitung“? Sind nicht die letztern in Beziehung auf Mäßigung wahre Tugendspiegel im Vergleiche mit den erstrrn? Die Radikalen waren nie gemein, nie schlecht, nie bösartig, sie entwürdigten nie die Sache, der sie dienten, durch schurkenhafte, giftige Perfidien, durch Erfindung kalt berechneter Lügen und Verläumdungen, durch schlangenartige Bosheit, worin die Reaktionäre in Oesterreich (und wo nicht sonst überall?) den höchsten Grad der Meisterschaft bewährt haben. Das Herz blutet mir, wenn

ich jener schamlosen, teuflischen Verleumdungen gedenke, womit die loyale Presse uns und unsere gute Sache in Oesterreich und Deutschland in den Staub der Gemeinheit herabzuziehen suchte. Ist es ihr gelungen? Beim Volk gewiß nicht, und auch die Geschichte wird einst und bald ihr strenges Verdammungs-Urtheil über jenes nichtswürdige Treiben der österreichischen Reaktion ergehen lassen.

Am 19. August ward eine große Parade abgehalten, wobei der Kaiser über die Nationalgarde Revüe hielt. Die Studenten defilirten an ihm vorbei und ihre Musikbande spielte den „Fuchsmarsch". Das war ein ungeheures Verbrechen in den Augen der Reaktion; man beschuldigte die Studenten, daß sie vorsätzlich den Kaiser beleidigen wollten, was aber gar nicht der Fall gewesen. Der Kaiser hatte dem Kapellmeister der Studenten-Musikbande, Kossak, der den Fuchsmarsch componirt und dem Kaiser dedizirt hatte, einen Brillantring geschenkt und soll seinen Beifall über die Composition ausgesprochen und öfters den Marsch verlangt haben. Die Studenten wollten nicht vorsätzlich beleidigen, obwohl allerdings wenige unter ihnen sich um die

Dynastie kümmerten und die meisten viel lieber die Republik als eine scheinbar constitutionelle Monarchie gehabt hätten. Daß die Studenten, als sie beim Kaiser vorbeizogen, die Köpfe von ihm abgewandt, ist nicht wahr.

Der Unmuth gegen die Studenten wegen des Fuchsmarsches war ungeheuer. Man setzte der Sache eine Menge Anhängsel bei, verdrehte nach allen Seiten die Thatsache und beutete sie zum Nachtheile der verhaßten Studenten aus. An demselben Tage verloren sehr viele Studenten die Gratis-Verköstigung bei den Bürgern, noch mehrere in den folgenden Tagen. Von der Zeit an stockten die Geldunterstützungen zum Vortheile der unbemittelten Studenten und hörten nach und nach fast gänzlich auf. Mit der Rückkehr des Hofes trat die alte Herrschaft ganz ungescheut hervor, die Reaktion steuerte auf ihr Ziel los mit vollen Segeln. Was schon längst berathen, angeordnet war, woran man seit Monaten im Geheimen mit großer Anstrengung, unverdrossen gearbeitet hatte, trat jetzt fertig an das Tageslicht. Die Revolution ließ sich durch einzelne scheinbare Conzessionen einlullen; sie schrie, polterte, drohete, allein ihr Feind lachte darüber,

er hatte die gewandtesten, in List und Intriguen, in systematischer Volkstäuschung ergrauten Köpfe zu seiner Verfügung und durfte nicht einmal sich allzusehr anstrengen, da die gutmüthigen, aufrichtigen, alle List verachtenden Revolutionäre ganz leicht von selbst in die Falle gingen und ohngeachtet alles Aufwandes von Thätigkeit und Anstrengung den geheimen Feind nicht fassen konnten.

Ein sprechender Beweis dafür, wie sehr die Reaktion ihr Werk bereits zum Ziele gebracht, wie sie ohne Furcht und Scheu mit ihren Tendenzen an das Tageslicht hervortrat, liefert das bekannte Gedicht: „Eine Warnungsstimme aus Italien.“ Das Gedicht hatte einen Prätorianer zum Verfasser; es ward der gesammten Armee mitgetheilt. Auf dem Hradschin gab der Präfekt der Prätorianer, Windischgrätz, seinen Janitscharen ein großes Festessen, ein Verbrüderungsfest, woran Offiziere und Gemeine Antheil nahmen, wo die Scheidewand zwischen Vorgesetzten und Untergebenen niedergerissen wurde, um die letzteren für die Plane, die man im Schilde führte, zu gewinnen, sie wider die eigenen Väter und Brüder aufzustacheln. Die Gäste fanden

unter den Gedecken das Gedicht; es ward mit allgemeinem ungeheurem Beifall gelesen, es war ja den Offizieren ganz aus dem Herzen gesprochen, namentlich die Schlußworte, worin die Prätorianer ohne Hehl ihre Drohungen gegen die Studenten und den Reichstag andeuteten, sie würden nach Wien kommen und den Kaiser rächen:

„Dann wollen wir im Heere selber tagen,
Und unsern eignen Spruch uns vorbehalten."

Wie hoffnungsvoll blühete in Oesterreich das constitutionelle, freie Leben, da die Soldaten eine solche Sprache ungestraft führen konnten! Wozu nützten die Interpellationen im Reichstage! Die Herren Minister Bach, Wessenberg machten Orakelsprüche mit einer schlauen Gewandtheit, die eine Pythia beschämen konnte.

Das Ministerium, die beiden vorher Genannten und Latour — denn Dobblhof, Hornbostel, Kraus und Schwarzer zählten nicht — waren mit dem Kabinette einverstanden. Es bestand trotzdem, daß Wessenberg, dieser häßliche Alte mit dem Krötengesichte, auf die Interpellation des Violand: „ob es wahr sei, daß über dem Ministerium noch ein unverantwortliches Kabinet

bestehe, daß nicht alle Mitglieder des Ministeriums zum Kaiser Zutritt haben," mit einem Nein antwortete, worin Zorn und Ironie lag, es bestand trotzdem über dem Ministerium ein höheres Kabinet mit unverantwortlichen Räthen der Krone und Feinden des Volkes. Dobblhof mag kurzsichtig sein; er hat höchst wahrscheinlich die Kniffe nicht gemerkt, die seine drei Kollegen, die eigentlichen Minister, anwandten, er mag getäuscht worden sein, obgleich seine spätere Beförderung zum Gesandten am niederländischen Hofe ein schiefes Licht auf ihn zu werfen scheint. Wir halten ihn für einen redlichen Mann, den man getäuscht, berückt, hinter dessen Rücken die unglückselige Ministerial-Dreieinigkeit regierte. Hornbostel steht dem Dobblhof an Intelligenz noch nach und konnte also desto leichter getäuscht werden. Schwieriger ist das Urtheil über Schwarzer. Er erfreute sich, ehe er in das Ministerium trat, keines guten Rufes. Bei Gelegenheit seiner Bewerbung um die Deputirtenstelle in Gumpendorf sprach man viel von seinen zweideutigen Gesinnungen. Er gilt für einen listigen Mann. Ob er also von den freiheitsmörderischen Bestrebungen seiner Collegen nichts gemerkt habe,

ist sehr schwer zu verneinen. Was mich persönlich anbetrifft, sage ich, daß ich Schwarzer nicht dafür halte, wofür er von seinen Feinden gehalten wird. Auch ich hatte öfters Gelegenheit mit ihm in entscheidenden Momenten zu sprechen, ihn zu beobachten und fand an ihm einen Mann, der die Freiheit liebt und der sehr gerne Gefälligkeiten erwies. Ich kann dem Urtheile seiner Feinde nicht beipflichten und ihn verdammen. Auch von Füchsen, wie Bach und Wessenberg, sich nicht berücken zu lassen, ist eine sehr schwierige Sache. Nicht so schwer ist das Urtheil über Kraus. Im Oktober lernte ich ihn genau kennen. Kraus ist ein Pracht-Exemplar eines Büreaukraten, ein cameralistisches Minister-Chamäleon; er spielt, je nachdem von der einen oder der andern Seite die Beleuchtung kommt, Farben, verschiedene, bunte, einfache, helle und matte, wie ihr wollt. Durch alle Ministerien hat er sich durchgearbeitet, überall war er unentbehrlich, um die Finanzen — total zu Grunde zu richten, augenblickliche Vortheile mit Jahrhunderte dauerndem Schaden zu erkaufen. Er und seine geliebte Nationalbank sind reicher an Betrug, an Defizit,

an werthlosem Papier, als es Crösus an Gold war.

Man bedurfte keines Scharfblicks, um die wahre Sachlage zu erkennen. Die Reaktionäre sprachen ja unumwunden aus was sie wollten. Ich erhielt pr. Post das obengenannte Gedicht aus Italien. Ich erhielt Briefe von Männern, die es mit der guten Sache redlich meinten, worin sie mir die wahre Sachlage schilderten; ich erhielt einen Brief worin mir Haus und Stunde einer geheimen Versammlung von Reaktionären genau angezeigt wurde; ein junger Cavalier nannte mir noch einen andern Versammlungsort der Reaktion, wo er selbst den Sitzungen beigewohnt, in denen man ohne Hehl die Tendenz an den Tag legte zur vollständigen Vernichtung der Volksfreiheit. Wozu das Alles? was hätte ich dagegen thun sollen? Stand ja ganz öffentlich der constitutionelle Verein in der loyalen Vorstadt Landstraße in voller Blüthe! Wer hätte die Zusammenkünfte der Reaktion verhindern können? War ja doch in der innern Stadt kein einziges Haus, mit Ausnahme der Universität, wo nicht Reaktionäre in Fülle wohnten; war ja doch die Leopoldstadt, die Land-

straße, die Alservorstadt, die Josephstadt nicht anders; man hätte alle Häuser schließen müssen, um die Zusammenkünfte der Reaktionäre zu verhindern.

Die heitern, lebens- und hoffnungsvollen Studenten fragten mich oft, warum denn die Heiterkeit beinahe ganz von mir geschwunden, warum ich so betrübt in mich versunken sei! Wer Augen hatte mußte ja betrübt in sich versinken; er konnte unmöglich Hoffnungen hegen, die bei der Stimmung, bei den Gesinnungen der Majorität der Wiener Bevölkerung und des österreichischen Volkes ganz unbegründet waren, die nichts besseres als taube Blüthen waren und keine Frucht ansetzten. Allein deshalb die Sache des Volkes verlassen, hielt ich für Schande. Was in meinen Kräften lag, wirkte ich, um die Jugend vor unbesonnenen Schritten zu warnen, und sie folgte mir, weil sie klug genug war, um der Reaktion nicht noch Waffen in die Hand zu geben, da sie deren bereits genug hatte zur Unterdrückung der Freiheit. Der Refrain meiner Rede war täglich: verhalten wir uns klug und ruhig; wir sind es dem Reichstage schuldig, der kann uns vielleicht noch retten. — Wir wußten

sehr wohl daß es auf einen Gewaltstreich abgesehen war, daß man nur auf Gelegenheit, auf die geringste, wenn auch nur scheinbare Veranlassung harrte, um ihn auszuführen. Das Militär ward auf hohen Stand, auf Kriegsfuß gesetzt, ja noch mehr, außerordentliche Bataillone wurden errichtet, Alles deutete darauf hin, daß man sich überaus gewaltig, sowohl gegen den äußern Feind als auch gegen die Revolution selbst rüstete, daß man der Volksfreiheit ein blutiges Ende machen, daß man die Revolution vernichten wollte. Wer Augen hatte, mußte sehen daß die Reaktion der Revolution bereits über den Kopf gewachsen, daß für den Sieg der letztern wenig Hoffnung vorhanden war.

Die Hofreaktion hatte sich in der Bevölkerung von Wien in vollem Maße ausgebreitet. Der „constitutionelle Verein" war der Beweis dafür, dem, wenn man auch die vielen erpreßten Namensunterschriften abrechnete, noch immer eine zahlreiche Menge von Namen, zumeist aus dem Beamtenstande und der Burgeoisie, angehörten. Der Ueberfall der Reaktionäre über die Versammlung des demokratischen Vereins, mitten in Wien, war Beweis genug, wie mäch-

tig die Reaktion sich fühlte, da sie es wagte der Revolution so frech ins Angesicht zu schlagen. Die maßlosen Verleumdungen gegen Freiheitsmänner bewiesen es, daß man sich nicht mehr scheute vor dem Volke, daß man die Revolution zum Kampfe auffordere. Seit der Rückkehr des Kaisers prangte die Reaktion in voller Blüthe, und die Revolution hatte von da an einen Kampf zu bestehen, in welchem sie, wenn auch ehrenvoll, doch endlich unterliegen mußte.

Die Bürgerschaft, der Gewerbstand war höchst schwierig geworden wegen der Stockung aller Geschäfte. Man hatte zur Zeit der Abwesenheit des Kaisers als Grund davon eben die Abwesenheit des Hofes und die deshalb erfolgte Abwesenheit des Adels angegeben. Als der Hof zurückgekehrt war, sah man die Hoffnung, daß damit auch der Handel, die Geschäfte zurückkehren würden, nicht erfüllt. Allein dennoch ward einzig und allein der Revolution Schuld gegeben an allem diesem Ungemach, das schon längst vor der Revolution über Wien hereingebrochen war. Der Mensch, wenn er auch nicht vorzüglich gesegnet ist an Kräften, hat gewisse Momente, wo er sich aufrafft und Großes leistet; allein auf

der Höhe sich erhalten, ausharren im Kampfe, in der Entbehrung, können die wenigsten Menschen. Zähigkeit des Charakters, Beharrlichkeit ist die erste, rühmlichste Eigenschaft des Mannes und der Völker. Unsere Zeit muß sich erst noch charakterfeste Männer bilden. Die durch den Absolutismus beförderte Weichlichkeit hat die Menschen vergiftet, sie abgespannt, hat ihnen die Zähigkeit genommen. Nur die bessere Jugend und einige, nicht viele, Männer harrten muthig aus in Noth und Kampf. Die Charaktere welche in dieser schrecklichen Leidensperiode ausharren, haben wahrlich die Feuerprobe bestanden und werden durch ihr Beispiel eine herrliche Bildungsschule für die heranblühende Generation.

Der größere Theil der Freiheitskämpfer war es nur für einige Zeit. Bald hörte man allwege klagen: „wird denn noch nicht Ruhe? wird denn kein Ende der Revolution sein?" Das Ende wäre schon im März dagewesen, wenn nicht die Reaktion gewesen wäre. Sie allein wollte die Revolution nicht siegen lassen; so lange sie vorhanden war, konnte es keine Ruhe geben. Im November gab es Ruhe, allein jene Ruhe, jener Frieden, von dem es in der Schrift heißt:

„Friede, und doch kein Friede!“ Nicht eher kann Ruhe sein, als bis die Reaktion gänzlich besiegt ist, denn die Revolution kann nicht mehr besiegt werden, sie liegt in der Zeit.

Veranlassung zu gewaltthätigem Einschreiten fand sich leicht; wurde sie nicht von der Revolution dargeboten, so drängte man sie ihr auf. Das Ministerium beschloß die Herabsetzung des Tagelohns der Erdarbeiter um fünf Kreuzer auf den Tag. Als Grund wurde angegeben, daß man bei der nahen Winterszeit, wenn es nicht zu spät werden sollte, ohne Verzug für einen Reservefond zur Unterstützung der Arbeiter sorgen müsse, der aus den Abzugsgeldern errichtet werden sollte, da die Stadt nicht mehr im Stande sei die großen Auslagen zu bestreiten, und man vornehmlich zur Verhinderung von Unfug die Maßregel anordnen müsse, indem sehr viele Dienstboten und Fabrikarbeiter, die hinlänglich Beschäftigung hätten, lieber zu den Erdarbeiten gingen, weil sie daselbst genugsam verdienen und nebstdem, bei dem geringen Ernste womit die Erdarbeiten betrieben würden, der dabei aus dem fortwährenden Beisammensein beider Geschlechter sich erzeugenden Sittenlosigkeit

fröhnen könnten. Der Abzug sei im Grunde genommen gar nicht vorhanden, da von der Zeit an Accord-Arbeiten statt finden würden, wobei der fleißige Arbeiter noch viel mehr verdienen könnte als bisher, wodurch zugleich die Müßiggänger entweder entfernt oder zu größerer Thätigkeit angespornt würden. Diese Gründe, die jedenfalls beachtenswerth und in gewisser Beziehung stichhaltig waren, gaben mir die Minister Schwarzer, Dobblhof und der Ministerialrath Fischhof an.

Am 21. August, nach Bekanntwerdung des beabsichtigten Abzuges von fünf Kreuzern, rotteten sich die Arbeiter zusammen. Man holte mich in aller Eile an die Universität ab, wo eine zahllose Menge Arbeiter sich gesammelt hatte. Ich beschied einige Aelteste und mehrere Führer in das Inspektionszimmer, wo wir die Angelegenheit ungestört besprachen. Sie beklagten sich über den Abzug an Arbeitslohn, erzählten mir daß die Arbeiter, vorzüglich die Arbeiterinnen, in der größten Aufregung wären. Ich versprach ihnen ihr Ansuchen, mich zu den Ministern zu begeben und um Zurücknahme der Verordnung zu bitten, zu erfüllen, wogegen sie



Staatliche
Bibliothek
Bamberg

mir zusagten augenblicklich zu den Arbeitern auf die Sammelplätze sich zu begeben und sie von allen Gewaltschritten abzuhalten. Die Minister Schwarzer und Dobblhof, denen ich das Anliegen der Arbeiter vortrug, beschieden mich mit den oben angeführten Gründen und ersuchten mich nebst Fischhof inständig, daß ich all' meinen Einfluß zur Beruhigung der Arbeiter anwenden mögte. Die Gründe hielt ich, wenn man einzig und allein die Natur der Sache ohne politische Rücksicht betrachtete, für stichhaltig; allein in letzterer Beziehung schien mir die Anordnung sehr unzweckmäßig und höchst gefährlich, was ich den drei genannten Herren unumwunden erklärte, indem ich ihnen sagte, daß es wegen der höchstens noch zwei und einen halben Monat dauernden Arbeit, wegen der im Vergleiche mit andern großen Auslagen doch höchst geringen Ersparung, die aus dem Abzug von fünf Kreuzern erfolgen würde, wahrhaft unzweckmäßig und unverantwortlich sei, einen Aufstand der Arbeiter hervorzurufen, der von unberechenbar schlimmen Folgen sein würde. Ich sagte ihnen ferner, daß ich mich, im Vertrauen auf ihre wohlgemeinten Absichten, zu den Arbeitern begeben und bemühen

Staatliche Bibliothek Bamberg

würde, dieselben zu beruhigen. Auf Fischhof und Dobblhof vertraute ich in der Ueberzeugung von ihren redlichen Gesinnungen, Schwarzer war mir auch nicht unvortheilhaft bekannt, was mich zu meinem gegebenen Versprechen bewog.

Vor dem ehemaligen Liguorianer-Kloster war die größte Zusammenrottung. Ein langer Zug Arbeiterinnen hatte sich dahinbegeben; es scheint daß man die Weiber absichtlich vorgeschoben habe, um der Sache jeden Anstrich von gewaltsamem Auflehnen wider das Ministerium zu benehmen. Ich bemühte mich vom Klostergebäude aus die Leute zu beruhigen, sie zu bewegen den Platz zu verlassen. Alles vergebens! Wenn ich nur im mindesten von der Nothwendigkeit des Abzugs der unglückseligen fünf Kreuzer sprechen wollte, erscholl aus tausend Weiberkehlen: „Nein, nein!" Ich fiel vollständig durch, das erste und einzige Mal. „Langes Haar, kurzer Verstand," sagte mir ein Nebenstehender; „es ist vergebliche Arbeit, die Weiber, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt, eines bessern belehren zu wollen." Mit mir war der Maler Kellner, den die Arbeiter sehr gut kannten, gekommen,

um sie zu beruhigen; er sprach auch zu den Arbeiterinnen, aber vergebens.

Ich räumte das Feld, ging weg, weil ich nichts wirken konnte. Während ich noch sprach, war bereits Cavallerie von der Sicherheitswache aufgestellt worden, die Arbeiterinnen waren trotz dem nicht zu bewegen den Platz zu verlassen, sich zu zerstreuen; sie drängten anfänglich den Zug der Cavalleristen, die noch keinen Gebrauch von der Waffe machen wollten und zu der Zeit wirklich große Geduld bewiesen, zurück.

Das Ministerium, nemlich das dreieinige: Bach, Wessenberg und Latour, das mit der loyalgesinnten Nationalgarde in der innigsten Verbindung, im herzlichsten Einverständnisse stand, hatte die Verminderung des Arbeitslohnes angeordnet, um einen Kravall hervorzurufen. Dobblhof, Hornbostel und Schwarzer wurden durch scheinbar stichhaltige Gründe ebenfalls dazu bewogen und ahnten höchst wahrscheinlich nicht die List, die der fatalen Verordnung zu Grunde lag.

Die Nationalgarde war consignirt worden; die reaktionäre trat von diesem Tage an unverholen mit ihrer Gesinnung hervor. Nicht allein

Arbeiter wurden insultirt, sondern auch Studenten auf die gröbste Art beleidigt und es war nur der großen Mäßigung der letzteren zuzuschreiben, daß nicht schon an diesem Tage blutige Conflikte entstanden. Nationalgarde-Cavalleristen ritten selbst auf einen Zug bewaffneter Studenten los und beleidigten sie; der Refrain ihrer Rede war: „Wir sind Staatsbürger!" Also nur sie, Studenten und Arbeiter nicht. Diese „Staatsbürger" sind gegenwärtig durch ihre eigene Schuld Staatssklaven, Sklaven der elendesten Knutenregierung. Doch das ficht sie wenig an; ist nur die „Pöbelherrschaft" zu Ende, dann ist Alles gut; möge auch die Blutherrschaft an deren Stelle getreten sein, das schadet nichts, sie ist ja nobel, sie kommt von der Höhe, von dem allerdurchlauchtigsten Kaiserhause und von den durchlauchtigen Fürsten, den hochgebornen Grafen. Sie läßt man sich gern gefallen. Genuß und Dummheit, Kurzsichtigkeit und die elendeste Feigheit zeichnet gewöhnlich diese Art von „Staatsbürgern" aus. Beinahe keiner von ihnen ließ sich zur Zeit der Gefahr sehen, bei Paraden Alle; der Roßschweif auf ihrer Pickelhaube bezeichnete trefflich, die ihn trugen. Am Schottenthore wollten die schwarz-

gelben Garden die daselbst stationirte Studentenwache verdrängen, wozu sie jedoch die Lust verloren, da die wenigen Studenten den Muth hatten, der weit überwiegenden Anzahl der schwarzgelben Helden die Bajonette entgegen zu halten.

Gegen die Arbeiter und gegen einzelne Studenten ließen sie ihrem Groll die Zügel schießen. Eine Menge gewaltsamer Verhaftungen wurden vorgenommen. Spät Abends erfuhr man von der Verhaftung der Studenten. Ihre Kollegen wollten augenblicklich hinstürmen, um sie zu befreien. Ich sagte ihnen, daß man auf gesetzlichem Wege, durch das Studenten-Comité, durch den Legionscommandanten, daß man sie jedenfalls befreien müsse. Die letztern Worte vernahm der Legionscommandant Koller, der gerade in die Halle getreten war, ohne daß er das Vorhergesagte gehört hätte, und er klagte mich im Studenten-Comitè an, daß ich die Studenten zu gewaltsamer Befreiung der Verhafteten gereizt hätte. Ein verhafteter Arbeiter, den ich gut kannte, schrieb mir ein Zettelchen, worin er mich inständig bat, mich um seine Freilassung zu verwenden. Ich begab mich zur Stadthauptmannschaft, wo man meinem Ansuchen mit größter Höflichkeit

entgegenkam und den Arbeiter noch an demselben Abende frei ließ.

Die Stellung der Legion war höchst schwierig in diesen Tagen. Auch sie war consignirt worden. Die Commandanten der Legion, mit Ausnahme des biedern Aigner, waren nie mit der Legion gleichgesinnt, sie waren mit deren Feinden verbunden. Zur Zeit der Gefahr war nie der Commandant zu sehen, dann vertrat der Feldpater dessen Stelle, der eigentlich der wahre Commandant der Legion war, insofern die Legion dessen bedurfte. Ich war der faktische, der Revolutions-Commandant der Legion, die nominellen, mit Ausnahme Aigners, waren nur Parade-Commandanten. Wir beschlossen, uns in der Bewegung neutral zu verhalten, im äußersten Nothfalle jedoch die Arbeiter zu schützen. Die Studenten gingen patrouilliren; es machte einen sehr angenehmen Eindruck, diese Friedens-Patrouillen zu sehen, die Bayonette verkehrt aufgepflanzt, nur aufgehängt am Gewehrlauf, mit der Spitze nach unten. In diesen schwierigen Tagen hat die Legion wegen ihres Benehmens allgemeinen Beifall geerndtet. Man wollte passiven Muth beweisen zur Beschämung der Feinde, die einen

Aufstand mit aller Gewalt hervorrufen wollten, um die Legion und die Freiheit zu Grund zu richten; man ertrug mit bewundernswerther Geduld Beleidigungen und Anfeindungen, die, wenn auch von elenden Menschen ausgehend, doch geeignet waren, das Ehrgefühl der vom edelsten Freiheitsdrang erfüllten wackeren Jugend zu leidenschaftlichen Handlungen hinzureißen. Aber die herrliche Jugend widerstand den Lockungen des hier wahrlich nicht ungerechten Rachegefühls und setzte ihren niedrig denkenden Feinden die einzige Waffe die denselben gebührte, die Verachtung entgegen!

Am dritten Tage kam es endlich zur Explosion. Die Arbeiter, die sich keine Gewaltthat erlaubten, wollten die Fünfkreuzer-Geschichte in komischer Weise schließen. Im Prater ward eine Puppe gemacht, die den verhaßten Minister Schwarzer vorstellen sollte. Man steckte ihr einen Kreuzer in den Mund und sprach:

„Vier Kreuzer hat er geschluckt,
Am fünften ist er erstickt.“

Es ward das Leichenbegängniß des an Kreuzern erstickten Ministers gefeiert. Ein Zug, Weiber, Kinder an der Spitze, dann Arbeiter mit der

Puppe, machten den Gang durch den Prater mit zur sogenannten Stern-Allee. Da bricht plötzlich der Sturm über sie los. Sicherheitswachen, zu Fuß und zu Pferd, mit Nationalgardisten stürzen über die wehrlosen Arbeiter her, hauen und schießen auf sie ein, auf Kinder, Weiber, Männer ohne Unterschied und richten ein gräßliches Blutbad an. „Die erste Großthat der Reaktion" war geschehen, Bürgerblut war vergossen worden von Bürgerhänden. Die Garden der Leopoldstadt und der Landstraße, die blutlechzende Sicherheitswache an der Spitze, hatten sie vollbracht. Von dem Tage an ist mir Wien bis in das Innerste der Seele zuwider geworden. — Die Sicherheitswache, von ihrer Großthat mit erbeuteten Fahnen der Arbeiter, die blutigen Säbel in der Hand, zurückkehrend, wurde in der Leopoldstadt und in der Stadt von Damen begrüßt, man brachte ihr Vivat, man schwang Tücher und pries ihren Heldenmuth. Die Nemesis hat die Leopoldstadt wenige Wochen darauf gestraft; von der Hand der eigenen Bundesgenossen ließ die Nemesis jene blutbefleckten Bewohner der Leopoldstadt strafen für ihre Großthat; mit Granaten, mit Kanonenkugeln, mit Brandfackeln

lohnten die kaiserlich königlichen Janitscharen die Heldenthat der Leopoldstädter Garde. Wenn ein Demokrat in leidenschaftlicher Aufwallung des Zornes über die Herzlosigkeit und niedrige Gesinnung der Bourgeoisie in Drohworte, die mehr nach Rache klingen als wirkliche Rache athmen, ausbricht, dann schreit man gleich über ungeheures Verbrechen, gleich ist er der feigen Bourgeoisie ein Blutmensch, ein Robespierre, ein Danton; wenn aber die Reaktion in kalter teuflischer Ueberlegung auf Banditenart mordet, Hunderte schlachtet, dann ist es nur Ausübung der Gerechtigkeit, Herstellung der Ordnung und Ruhe!

Wir erfuhren das traurige Ereigniß zu spät, um es abwehren zu können. Und was dann, wenn wir es auch hätten abwehren wollen? Hätten wir uns zwischen die Arbeiter und die Nationalgarde stellen und einen großartigen Bürgerkrieg beginnen sollen? Trotzdem hätte man einschreiten müssen, wie man auch, nachdem die Gräuelthat geschehen war, eingeschritten ist. Man wollte sogar, daß die Legion mit den Garden gegen die Arbeiter ziehen sollte. Ein junger Mann, absolvirter Jurist, wollte mich zur Rechen-

schaft ziehen, weil ich darauf drang, daß wir uns neutral halten und im Nothfalle die Arbeiter schützen sollten; seine Keckheit wäre ihm fast schlecht bekommen; man wollte ihm die Studenten-uniform vom Leibe reißen und nur mit Mühe konnte man ihn vor körperlichen Insulten retten.

Welches Entsetzen, welche Erbitterung in der Legion wegen jener ersten Großthat der Reaktion herrschte, läßt sich denken.

Die lange Zeit verhaltene Wuth der Reaktion gegen die Legion brach nun ungescheut hervor. Die Legion wußte, daß der erste Streich von nun an ihr gelte. Am Nachmittage des 23. schrie man, daß Cavallerie gegen die Universität anrücke. Da waren Weiber und Kinder in Menge versammelt. Sie stoben auseinander. Ein panischer Schrecken hatte sich ihrer bemächtigt; einige ganz junge Studenten warfen die Gewehre weg, die sie ohnehin nur zur Parade trugen, und liefen mit den Weibern und Kindern davon. Ich sammelte schnell einige Bewaffnete und stellte sie vor der Gasse, woher der Angriff kommen sollte, auf und ließ laden; wir waren auf das Schlimmste gefaßt. Es war jedoch nur Gerücht. Anders war es am Abend. Eine sehr

starke Patrouille der blutbefleckten Arbeiter-Jäger, die Sicherheitswache, war so keck, bis in die Nähe der Universität zu kommen. Der Sturm ging los. Ich griff nach einem Schwerte, commandirte die Studenten, befahl, daß man lade, so daß es die muthigen Prater-Jäger hörten, ließ gegen sie anmarschiren, und sie suchten sogleich das Weite. Der Zorn gegen diese Menschen, die sich früher so grausam und jetzt so feig benahmen, war furchtbar; wo man ihrer habhaft werden konnte, wurden sie jämmerlich geprügelt, zwei sollen sogar den Geist aufgegeben haben unter den Schlägen. Man hatte sie systematisch gegen die Arbeiter aufgestachelt. Sie wurden gerade zwei Tage vor der Prater-Jagd mit Gewehren versehen. Man erzählt sich, daß namentlich vom schwarzgelben Gemeinderathe die Aufreizung der Sicherheitswache ausgegangen war, daß man ihr Geld zugeschickt hätte, daß die Mannschaft sehr viel getrunken und am 23. die meisten im trunkenen Zustande gewesen wären, um durch geistige Getränke den nöthigen Muth zu bekommen.

Wer das Commando gegeben, daß man unter die Arbeiter feuere, ist nicht bekannt. Die nächste

Veranlassung dazu waren wohl hauptsächlich die Aeußerungen des Gemeinderathes und der höheren Herren schon vor dem blutigen Tage. Auf sie gestützt, drückten die betrunkenen Sicherheitswächter und die fanatischen Garden los, kümmerten sich um kein höheres Commando; es galt ja nichts Weiteres als das „Gesindel" zur Ruhe zu bringen! In solchen Fällen findet man nie den Commandanten. Die Gewehre gehen von selbst los und schießen viele Stunden hindurch von selbst — Alles aus purem „Mißverständniß"!

Der Gemeinderath war schon seit langer Zeit allgemein verachtet. Er war der Repräsentant der Reaktion. Die Arbeiter und die Studenten waren ihm bis zum Tode verhaßt. Er suchte nach Gelegenheit, um sich an ihnen zu rächen. Gegen die Arbeiter, für den Abzug am Arbeitslohn, wurden von ihm die obengenannten Gründe geltend gemacht. Sie waren, wenn das erfüllt worden wäre, was sie bezwecken sollten, stichhaltig. Allein es wurde nicht erfüllt; denn jener Reservefond, wann hörte man später von ihm? und die Accordarbeiten, wie wurde damit gehandhabt? Einige Wenige bekamen sie! Und die Behauptung, daß der Arbeiter sich auch mehr

als einen Gulden des Tags verdienen könne, wie verhielt es sich damit? Wer mit Beihülfe eines Andern von drei Uhr Morgens bis spät in die Nacht, bis gegen Mitternacht, arbeitete, konnte sich wohl das verdienen. Wie viele Tage vermochte aber selbst der kräftigste Arbeiter die Anstrengung zu ertragen? Selbst die Klage, daß es an Dienstboten und Fabrikarbeitern fehle, ja daß sogar an Gesellen für die Professionisten Mangel sei, weil sie zu den Erdarbeiten strömten, war nicht ganz begründet. Mir klagten sehr viele Dienstboten, Fabrikarbeiter und Gesellen, daß sie sich schon oft bei der Direktion der Arbeiter gemeldet hätten, um bei der nächsten Anfrage zu ihrem eigentlichen Berufe zurückzukehren, daß sie selbst nach allen Seiten sich umgesehen, um sich ihrer Bestimmung wieder hingeben zu können, doch Alles vergebens. — Man suchte Ausflüchte, fand sie leicht und schnell, auch scheinbar gegründete, um die unpolitische Anordnung und den Haß gegen die Arbeiter damit zu bemänteln. Die Fehler waren anfänglich geschehen, wenn man überhaupt eine aus dem Drange der Umstände hervorgehende Nachsicht „Fehler" nennen kann; die Umstände dauerten

fort, wurden im Gegentheil noch dringender; wie war hiebei an genaue Durchführung einer plötzlich erscheinenden, mit den obwaltenden Verhältnissen contrastirenden Maßregel zu denken, ohne blutige Conflikte hervor zu rufen! Doch das wollte man ja eben. Vorzüglich war es bei dem fein angelegten Plane darum zu thun, die Legion in eine unglückliche Collision zu bringen, sie moralisch zu zwingen, loszuschlagen, um so den Vorwand zu ihrer Vernichtung zu gewinnen. Die Liebe der Studenten zu den Arbeitern sollte ausgebeutet werden, um die erstern dazu zu zwingen, sich mit Waffengewalt der angegriffenen Arbeiter anzunehmen, hiedurch den Vorwurf des Mißbrauches der Waffen auf sich zu laden, um ganz auf gesetzlichem Wege aufgelöst, nöthigenfalls mit Gewalt niedergeschmettert zu werden.

Dobblhof, Hornbostel, Schwarzer scheinen den fein angelegten Plan nicht gleich durchschaut zu haben. Schwarzer reichte gleich nach dem 23. seine Entlassung ein. Warum nicht auch die beiden Andern? Sahen sie denn noch nicht ein, daß man sie düpirt hatte? Oder blieben sie im Ministerium, was höchst wahrscheinlich ist, um

künftiges Unheil nach Möglichkeit zu verhüten? Die Herren sind zu ihrer eigenen Ehrenrettung eine Erklärung schuldig.

Nicht Alles was die Reaktion wünschte, aber viel hatte sie doch erreicht. Die Spaltung zwischen der schwarzgelben Garde und der freisinnigen mit den Studenten und Arbeitern, war faktisch geworden, eine unausfüllbare Kluft war zwischen sie getreten. Die Reaktion hatte einen Sieg. Denn war auch die Niederlage der wehrlosen Arbeiter kein Sieg zu nennen, so stempelte die Großthat der Henker sie dazu in den Augen der Reaktion.

Ich konnte mich nicht enthalten, am 24. Vormittags, wo zwei Compagnien der Leopoldstädter Garde mit den Studenten von Tabor kamen, sie zu fragen: „Nicht wahr, an Ihren Händen klebt kein Bürgerblut? Sie sollen hoch leben! Ein Pereat den Henkern!“ Diese Sprache war zu jener Zeit schon kühn zu nennen. Die Henker waren denn auch nicht wenig wuthentbrannt gegen mich.

Wie edel die Arbeiter gegen ihre Verfolger, gegen die blutbefleckten Praterjäger gesinnt waren,

möge folgendes Plakat zeigen, das im Anfange Oktober erschien:

„Wir verwundeten Arbeiter vom Dammbau im Prater erklären hiermit, daß die seit einigen Tagen ausgestreuten Gerüchte, als wollten wir dem Herrn Hauptmann Weißappel in der Jägerzeil, der blutigen Ereignisse des 23. August halber, eine Katzenmusik bringen, falsch sind, indem wir sowohl gegen den benannten Herrn Hauptmann, als auch gegen die übrigen Nationalgarden keinen Groll mehr haben. Wir sind Christen und wollen vergeben, christlich handeln.“

„Reicht uns die Bruderhand,
In dem schönen Heimathland.“

Georg Moll und
Franz Taufshofer
im Namen der verwundeten Arbeiter.

---

In diesen Tagen wo die Reaktion triumphirte, sprach man sehr viel von der Auflösung der akademischen Legion, so daß Dobblhof sich bewogen fand, eine eigene Zuschrift an die Le-

gion zu erlassen, um das Gerücht und die Reaktion Lügen zu strafen.

Man bewarf meinen Namen auf jede mögliche Art mit Koth. In den Arbeiter-Unruhen, wo ich mich bemühet hatte, das entbrannte Feuer zu dämpfen, wo ich öffentlich vor dem ganzen Volke sprach, beschuldigte man mich, daß ich die Arbeiter aufgereizt hätte. Anklagen kamen in das Ministerium wider mich, schriftlich und mündlich, daß ich auf den Arbeiterplätzen, in Gasthöfen außer der Stadt, die von den Arbeitern besucht waren, die letzteren aufgestachelt hätte; und doch war ich nie auf einem Arbeitsplatz gewesen, im Juni am Brünnelbad war ich nur vor einem Gasthause, wo ich, wie oben bemerkt, in ganz anderer Mission ausgezogen war. Der Minister Dobblhof selbst hat mir gesagt, daß dergleichen Anklagen vorgekommen seien, daß sie sich jedoch als ganz falsch zeigten, daß sich bei jeder Anklage ganz genau das Alibi herausstellte. Der Gemeinderath soll die Aussagen mehrerer Zeugen zu Protokoll genommen haben, daß ich die Arbeiter auf den Sammelplätzen aufgehetzt hätte, ja sogar einen von meiner Hand gezeichneten Barrikaden-Plan soll man dem Ge-

meinderath unterbreitet haben. Hat ja doch späterhin jemand vor der Centraluntersuchungs-Commission beschworen, daß ich in einer Kneipe am Tabor den Tisch bestiegen und die Arbeiter zum Aufstande aufgefordert hätte. Zum Theil waren die Anklagen daraus erklärbar, daß man den Verpflegungsofficier der Legion mit mir verwechselt hatte, der sich mit drei Studenten in mehrere Fabriken begeben hatte, um mit den Arbeitern zu sprechen, aber nicht um sie zu reizen, sondern um sie zu beruhigen.

Nach einiger Zeit circulirten Gerüchte noch viel bedenklicherer Art über mich. Man sprach allgemein davon und glaubte es, daß ich an einem bestimmten Tage die Republik proklamiren wolle. Ich hatte es unter meiner Würde gehalten, auf die vielen Angriffe gegen mich, gegen meinen sittlichen Charakter und dergleichen, zu antworten, nur die geringste Widerlegung drucken zu lassen. Das vorgenannte Gerücht dagegen war jedoch so ausgebreitet, wurde so allgemein geglaubt und hatte eine solche Erbitterung hervorgebracht, daß meine Freunde und selbst jemand aus dem Ministerium mich auf das angelegentlichste aufforderten, es zu widerlegen.

Ich sagte den Herren, daß ich mir nicht einmal die Mühe nehmen wolle eine Erklärung zu schreiben, wenn es jemand thun wolle, würde ich sie unterfertigen. Umlauft schrieb sie, ich unterzeichnete sie. So war ich fortwährend der Gegenstand von Nachreden und Gerüchten jeder Art. Freilich gehörte ich einem Stande an, der vor allen andern bösen Nachreden ausgesetzt ist. Von der ersten Zeit meines Amtes als Prediger bis auf die letzten Tage in Oesterreich, erfuhr ich unzähliche Mal die Ungunst der Fama. Hier predigte ich zu protestantisch, dort zu katholisch, da war ich zu lax, dort zu rigoros, immer aber zu weltlich, zu freisinnig u. s. w. Die Klatsch- und Verleumdungssucht blüht nirgends so schön als in Oesterreich.

Ich hätte die Republik proklamiren wollen? Wem denn? Den Studenten? Die kannten sie schon und waren bereits ihren Gesinnungen nach Republikaner. Den andern, welche sie nicht kannten? Ihnen, die nicht einmal die constitutionelle Staatsform begriffen, hätte man Republik predigen sollen? Leuten, denen über den Sybaritismus nichts ging in der ganzen Welt, für die wäre der Verkündiger der Republik so

recht eigentlich gemacht gewesen! In denselben Tagen als dieses Gerücht circulirte, zogen die Garden der Landstraße in einer nicht unbedeutenden Entfernung von der Universität nach Hause und sangen mit solchem Nachdrucke die Volkshymne, daß man sie bis an die Universität hörte, ganz absichtlich um eine Demonstration gegen die Republikanischgesinnten zu machen und natürlich ihre unbegrenzte Liebe zu dem angestammten Kaiserhause zu beweisen. Singt ihr auch jetzt noch mit dem gleichen Eifer eure Volkshymne? Oder ist eure loyale Begeisterung endlich in den Strömen Blutes, worin die schwarzgelbe Partei sich wieder kräftiggebadet hat, ertränkt? Aber nein, ihr kümmert euch nicht um das Wehegeheul eurer gemordeten Brüder, ihr singt immer noch und mit erneuerter Sklavenwuth eure s. g. Volkshymne, denn vor der Republik seid ihr ja vorerst wenigstens sicher, Könige könnt ihr haben so viel ihr wollt, — die Course steigen und die Börse drückt beide Augen zu, um euren sichern, handgreiflichen Staatsbankerott nicht zu sehen! —

Die radikalen Blätter waren in den ersten Tagen nach dem 23. in der größten Verlegen-

heit. Wehe dem der die Großthat der Reaktion im Prater so benannte wie sie es verdiente! Die Redaktion der „Constitution" hatte einen Artikel gebracht, der in zehntausend Exemplaren abgedruckt und sogleich reißend vergriffen wurde; es war der Artikel: „Gedanken eines Arbeiters über den 23. August." Sogleich erschien ein Plakat von Reaktionären, worin sie aufforderten, die Redakteure der „Constitution", Häfner und Gritzner, aufzuhenken. Die Genannten klagten vor dem Preßgericht über das Plakat. Das Preßgericht erklärte, daß es keinen Grund zu einem Preßprocesse in dem Plakate finde.

Daß in kurzer Zeit ein heftiger Kampf losbrechen müsse, war niemand mehr verborgen. Schroff standen sich die beiden Parteien gegenüber, Blut war vergossen worden, Rache glühte in den Herzen der Freunde der Arbeiter.

Die Reaktion schmückte sich mit schwarzgelben Bändern, dem Zeichen des Knechtsinnes, Loyalität genannt. Aufläufe fanden statt; die Bänder wurden vielen von der Brust herabgerissen; das schwarzrothgoldne Band siegte in den Straßentumulten, das Schwarzgelbthum im Sicherheitsausschusse.

Der Sicherheitsausschuß war ohnmächtig geworden, das bewies zur Genüge der 23. August. Hätte er Macht genug gehabt, so wäre nicht Bürgerblut vergossen worden; weil er sie nicht hatte, wollte ihm nicht einmal die Sicherheitswache gehorchen. Bach, der vom Sicherheitsausschusse gehoben war, versetzte ihm den tödtlichen Streich. Durch seinen Bruder und Consorten intriguirte Bach und bemühte sich den Sicherheitsausschuß durch den Vorschlag zu lähmen, daß derselbe sich mit seinem Gegensatze, dem Gemeinderathe, in Eine Körperschaft verschmelzen, eigentlich von letzterem absorbiren lassen solle. An Schwarzgelben fehlte es im Sicherheitsausschusse auch nicht, der Boden worauf er stand war ihm ungemein geschmälert worden, die Reaktion stand in voller Macht da, das Ministerium selbst ließ ihn fallen, die letzten Ereignisse stellten vor aller Welt seine Ohnmacht dar. Was war zu thun? Man löste sich zu gleicher Zeit, als das Ministerium schon die Auflösung dekretirte, um wenigstens noch den Schein zu retten, auf. Der Sicherheitsausschuß verblich wie ein Abzehrender, eines sanften Todes.

Am 25. August kam er in stillem Zuge in

die Aula und überbrachte ihr zum Vermächtniß die schöne Fahne, die ihm einst in den Tagen der Glorie eine Deputation aus Steiermark überbracht hatte. Raveaux, Bruder des bekannten Deputirten, hielt eine Rede, vortrefflich, voll des edelsten Feuers, tiefgefühlt. Ich erwiederte sie; ich sprach eine Leichenrede, einen Panegyrikus auf den unsterblichen Sicherheitsausschuß, der gerade verstorben war, der jedoch in der Geschichte Oesterreichs nie sterben wird. Von da an begleiteten wir den Zug zum Zeughause. Es war ein wahrhaftes Leichenbegängniß, ein wahrhaftiger Trauerzug auch dadurch, daß nirgends wo wir vorbeizogen, irgend eine Sympathie sich kund gab; am Stephansplatze ritt ein „Staatsbürger", und wich nicht einmal dem einst allmächtigen Sicherheitsausschusse aus. Im Zeughause ward die letzte Fahne abgegeben und — der Sicherheitsausschuß war nicht mehr. Die österreichische Freiheit ward zu Grabe getragen. Das Volkstribunal bestand nicht mehr.

Wenn doch alle Reden, alle Verhandlungen des Sicherheitsausschusses stenographisch aufgeschrieben worden wären! Jammerschade daß es nicht geschehen ist! Sie wären jedenfalls viel

interessanter, viel belehrender, viel wichtiger, als die stenographischen Reichstagsberichte. Für das Studium wären sie deshalb so interessant, weil man daraus ersehen würde, wie der menschliche Geist sich in neuen Lagen zurechtfindet, wie er anfänglich unbeholfen und mühsam, in kurzer Zeit mit Schnelligkeit, richtig und erfolgreich waltet, endlich mit der größten Gewandtheit die complizirtesten, schwierigsten Angelegenheiten ordnet und ganz Neues, Vortreffliches schafft. Die beste und wohlfeilste Regierung, die Oesterreich je gehabt, war die Volksregierung des Sicherheitsausschusses. Mit seinem Erlöschen erlosch auch die glückliche Periode, mit ihr die Freiheit. Die Freiheitskämpfer bestanden noch, aber die Freiheit war nicht mehr.

Am 28. August wurden die gemordeten Arbeiter bestattet. Am 11. September wurde die Feier von dem demokratischen Vereine abgehalten, zum Andenken an die unglücklichen Schlachtopfer der herzlosen Bourgeoisie. Ich konnte mich bei den obwaltenden Verhältnissen an keiner der beiden Feierlichkeiten betheiligen. Ein Trauerflor umhüllte Wien von der Zeit an, er ward noch einigemal gelüftet, dann umspannte er Wien abermals

und zwar immer dichter, noch bis auf diese Stunde. Wer wird ihn wieder lüften, wer wird ihn endlich zerreißen? Wann wird die Freude wiederkehren? Ganz kehrt sie wohl nimmermehr zurück in das Gemüth jener, welche die bedauernswürdigen Ereignisse durchlebt; und kehrt sie endlich wieder, dann wird sie nicht mehr in ihrer ehemaligen Reinheit aufblühen, sondern durch Wemuth gedämpft sein!

Man hatte gehofft, daß mit der Rückkehr des Kaisers das goldene Zeitalter beginnen werde, statt dessen kam das papierene in vollster Ausdehnung. Der Handel, die Gewerbe lagen darnieder, weil ihre Niederlage schon längst vor der Revolution begründet war. Man wollte freilich der Revolution allein die Schuld aufbürden, namentlich wegen der häufigen Kravalle in Wien, die doch auf Alles eher losgingen als auf Störung des Handels. Ein solcher Kravall fand statt im September, wenn ich nicht irre am 13. Ein gewisser Swoboda kam mit einem Plane zum Vorschein, womit er den Gewerben helfen wollte; er gründete eine Aktiengesellschaft, wozu der Hof einige Tausend Gulden beitrug. Man bestürmte uns Wiener Deputirte zu be-

wirken, daß entweder das Ministerium oder der Reichstag sich des Swoboda'schen Aktien-Vereins annehme, daß man für denselben dem Publikum eine Garantie darböte. Das Ministerium erklärte die Unternehmung für Schwindelei; es war jedoch nicht abgeneigt sich privatim daran zu betheiligen. Die Minister kauften als Private mehrere Aktien, wahrscheinlich um die ungestümen Forderungen des Swoboda doch in etwas zu befriedigen und die Leute nicht gänzlich vor den Kopf zu stoßen. Diese betrachteten dadurch, daß die Minister sich daran betheiligt hatten, ihre Sache für garantirt. Die Unternehmung des Swoboda, seine Aktiengesellschaft, soll ein schlechter Versuch der Proudhon'schen Volksbank gewesen sein; er scheiterte weniger an der eigenen Unfähigkeit als an der Schlechtigkeit der Kaufleute, denen die große Geldverlegenheit der Gewerbtreibenden erwünscht war, um sie zu beherrschen und zum eigenen Vortheil auszubeuten. Der Anhang, den Swoboda sich erworben hatte, war sehr groß, er hatte beinahe die überwiegende Mehrzahl der Nationalgarde, die des ärmeren Bürgerstandes für sich. Als das Ministerium den ungestümen Forderungen der Aktiengesell-

schaft nicht nachgeben wollte, schritt sie zu Thätlichkeiten, wozu sie vorzüglich dadurch gereizt worden war, daß das Ministerium treu ergebene Garden in dem Hofkanzleigebäude versteckt aufgestellt hatte. Das erbitterte ungemein. Die Anhänger des Swoboda drangen in das Gebäude ein, zerschlugen Thüren und zogen die versteckten Garden aus den Schlupfwinkeln hervor, insultirten sie, nahmen ihnen die geladenen Gewehre weg und es wäre ihnen schlecht ergangen, wenn nicht der umsichtige Aigner mit zwei Compagnien der akademischen Legion herbeigeeilt wäre, denen es bei ihrem großen Einfluße auf die Stürmenden gelang, Ruhe zu schaffen. Dobblhof wurde von einem Studenten gerettet; gegen ihn und Hornbostel ging die Erbitterung. Schriften wurden zerrissen, Möbel zerschlagen. Bei dieser Gelegenheit fanden die Studenten, die das Büreau des Ministers Dobblhof und die andern Kanzleien, welche zunächst dazu gehörten, besetzten, mehrere Brieflein, Berichte der Spione, woraus erhellte, wie das Ministerium Alles mit Spionen bespickt hatte, um wohlunterrichtet über die Ereignisse zu sein. Studenten, welche die genannten Pa-

piere gelesen hatten, erzählten sehr erbauliche und interessante Geschichten davon.

Abends ward der Gemeinderath von einer Deputation der Swoboda'schen Aktiengesellschaft in gleicher Absicht wie das Ministerium beschickt. Der Gemeinderath ging nicht ein in die ihm vorgelegten Plane, er verweigerte die Theilnahme an den Aktien. Das Volk, das auf den unbedeutend erhöhten Gallerien den Verhandlungen zuhörte, und dem der Gemeinderath schon längst verhaßt war, gegen den sich seit der Ermordung der Arbeiter der Haß auf das höchste gesteigert hatte, konnte sich nicht mehr zurückhalten. Man sprang von den Gallerien in den Sitzungssaal und jagte den unlöblichen Gemeinderath auseinander. Als Hülfe herbeikam, war es schon zu spät. Der Gemeinderath trat nicht mehr zusammen. Es war ohnehin schon ein neues Wahlgesetz, das liberal war, verfaßt worden und man konnte sich einige Zeit auch ohne Gemeinderath weiter bringen.

Die Ereignisse vom 10. September an waren aus der Erbitterung hervorgegangen, die wegen des schauderhaften 23. August in der gesammten freisinnigen Bevölkerung herrschte. Am

13. September wollte man die Erbitterung von Seiten der Reaktion benutzen, um einen Gewaltstreich gegen die Universität und die liberale Garde auszuführen. In diesen Tagen zeichnete sich die Universität nach dem Urtheile aller Unparteiischen durch ihre würdige Haltung aus. Sie verhielt sich ihren Feinden gegenüber so, daß diese an ihren Planen, sie auf feine Art zu verstricken, zu unbesonnenen Schritten zu verleiten, verzweifeln mußten.

Am 13. September war im Reichstage der Selinger-Straßer'sche Antrag an die Tagesordnung gekommen, der schon seit langer Zeit gestellt worden war, aber wegen des Kudlich'schen Antrags nicht vorgenommen werden konnte. Selinger, der dumme Troubadour des Ministeriums und der Armee, hatte die Kammer aufgefordert der italienischen Armee „für ihre Heldenthaten" den Dank des Vaterlandes zu votiren und zwar augenblicklich durch Aufstehen und Zuruf. Die Linke, worunter namentlich Barkowski, Violand und ich, protestirten gegen die Form die nur dem halbverrückten Antragsteller, aber keinem vernünftigen Menschen zusagen konnte. Wir forderten eine förmliche Debatte;

der Antrag sollte auf dem von der Geschäftsordnung vorgeschriebenen Wege, von dem man noch nie abgegangen war, behandelt werden, gleich allen andern Anträgen. Wir drangen durch; die Kammer beschoß, daß der unglückselige Selinger'sche Antrag gleich nach Beendigung des Kudlich'schen an die Tagesordnung kommen sollte. Selinger zog seinen Antrag zurück; ein anderer Ritter von der traurigen Gestalt (im geistigen und körperlichen Sinne des Ausdrucks) trat für die „ruhmgekrönte tapfere österreichische Armee" in die Schranken, der Tyroler Straßer. Die feindselige Presse entstellte auf die böswilligste Weise den Protest der Linken; daß er dem Dankesvotum gegolten habe, sagte sie; daß man blos gegen die Form protestirt hatte, das verschwieg sie perfid. Wir wurden von ihr ausgeschrien als Feinde der Armee, des tapfern, unvergleichlichen Marschalls Radetzky, und dergleichen mehr. Am 13. September kam der Antrag in Betreff des Dankesvotums für die italienische Armee an die Tagesordnung. Ich hielt folgende Rede:

„Das Dankes-Votum, die öffentliche Dankeserklärung einer Kammer ist der höchste Lohn der bürgerlichen Gesellschaft, denn es ist der Lohn

des ganzen Volkes. Dieser höchste Lohn gebührt aber auch nur den größten Thaten, solchen Thaten, welche nicht allein fleckenlos sind, sondern auch das Gepräge politischer Weisheit, nachhaltiger Wirksamkeit, daher das Gepräge des unvergänglichen Ruhmes in sich, an sich tragen.

„Auch darf die öffentliche Erklärung des Dankes einer Kammer, wie überhaupt keiner ihrer Beschlüsse, wider die Grundsätze verstoßen, welche man das Lebensprinzip einer Kammer nennen kann, denn Wiedersprüche müssen überall vermieden werden.

„Das Dankesvotum an unsere italienische Armee wegen ihrer Tapferkeit soll hier besprochen werden. Wir dürfen nicht zweifeln an der Tapferkeit, an der Aufopferungsfreudigkeit unserer italienischen Armee, auch wollen wir einige Bedenken, die wider das Dankesvotum sich erheben könnten, niederschlagen, als z. B. folgendes: Die Armee hat nur ihre Pflicht gethan, sie hat kein besonders verdienstliches Werk gethan, da sie nur die Scharte auswetzte, die unserm Kriegsschwerte geschlagen wurde; folglich könnte man daraus den Schluß ziehen, daß alle ihre Tapferkeit nichts anderes war als bloße Pflicht, um

jene Scharte auszuwetzen. Wir schlagen das Bedenken nieder. — Ein anderes Bedenken wider das Dankesvotum ist, daß die Tapferkeit unserer Armee durch manche Grausamkeit befleckt worden ist; auch dies Bedenken wollen wir niederschlagen. Ein deutscher Dichter sagt, „Kriege sind Eisenkuren der Menschheit“; Eisenkuren können nie ohne Schmerzen sein, auch geht der Schnitt leicht zu tief, und daher zu entschuldigen manche grausame That. Wir wissen ja leider, daß selbst der friedfertige Bürger sich hinreißen läßt, grausame Thaten zu vollbringen; wie könnte man da dem erbitterten, todesmuthigen Krieger so manche in der Kampfeswuth begangene That, die er bei kaltem, ruhigem Blute vielleicht verabscheut, wie könnte man ihm dies übel nehmen? Wir schlagen auch dies Bedenken nieder und hoffen, daß unsere Armee von jener Grausamkeit, der man sie beziehen hat, rein gewaschen werde, und ich wünsche daß Alle daran glauben mögen.

„Ein anderes Bedenken wider das Dankesvotum könnten die mannigfachen Gerüchte erregen, unter andern daß unsere Armee feindselig gesinnt sei wider die neue Ordnung

der Dinge, wider die Freiheitsbewegung; auch das beirrt uns nicht. Wenn es Fälle gäbe, daß Einzelne oder Viele so dächten — was ich durchaus nicht annehmen will — so wissen wir, wie es heut zu Tage mit Gerüchten geht; an demselben Orte, wo die neue Ordnung der Dinge sich gründete, durchkreuzen sich so mannigfache Gerüchte, wie erst in der Ferne! Dahin kommen leicht ganz entstellte Nachrichten. Dieses benimmt übrigens den Vorzügen desjenigen, der sich durch ein solches Gerücht irre führen läßt, ganz und gar nichts von seinem Werthe; auch das Bedenken schlagen wir nieder.

„Wir haben aber ein anderes Bedenken wider das Dankesvotum an unsere Armee, das wir nicht niederschlagen können. — Nur jener Mensch steht vollendet da, dessen Gedanken, Gefühle und Thaten ein Ganzes bilden; es ist Eine Triebwurzel in ihm, Ein Lebensprinzip, aus welchem alle andern Funktionen sich organisch entwickeln. Wo das nicht stattfindet, herrscht der Widerspruch, sowohl bei einzelnen Menschen als bei ganzen Körperschaften.

Des Widerspruchs soll sich Niemand schuldig machen. — Wir hörten so oft in diesem Hause

die Betheuerung, daß das demokratische Prinzip die Triebwurzel, das Lebensprinzip der ersten österreichischen Volksversammlung sei; nun denn, so mögen auch alle Lebensfunktionen des Reichstages aus dieser Einen Triebwurzel hervorsprossen! Alle Lebensfunktionen des Reichstages mögen das Gepräge des demokratischen Prinzips in sich, an sich tragen!

„So auch der Beschluß in Beziehung auf das Dankesvotum. Den italienischen Krieg haben wir unter den vielen traurigen Erbstücken der alten absoluten Regierung übernehmen müssen. Ich nenne diesen Krieg ein trauriges Erbstück und bin überzeugt, daß in gewisser Beziehung Jedermann damit einverstanden ist. — Ein französischer Staatsmann sagte: „Italien ist wie eine zarte Blume, welche blühen will, welche aber eine kalte, rauhe Hand auf allen Seiten zusammendrückt.“ Ich will nicht behaupten, daß dieser Spruch für Alles gilt, was die österreichische Regierung in Italien gethan hat, aber bekannt ist, daß nebst dem langsamen, für den feurigen Italiener doppelt schwierigen und unangenehmen Geschäftsgange ein schwerer Polizeidruck auf dem Lande lastete. Es wurde vor einigen Tagen

hier erwähnt, daß seit dem Jahre 1831 fünfhundert italienische Gefangene, ohne daß man sie gerichtlich eines Verbrechens überwiesen hätte, noch heut zu Tage im Gefängnisse zu Szegedin sitzen.

„Italien war in mancher Beziehung von unserer Regierung gedrückt, in manch' anderer — die Gerechtigkeit müssen wir ihr widerfahren lassen — begünstigt. Das italienische Volk erhob sich im Bewußtsein des demokratischen Prinzips, seine Triebwurzel war das demokratische Prinzip. Es kamen die Märztage, mit ihnen vielleicht auch Erleichterungen. Allein die kalte Hand war nicht feurig, schnell genug, um die Erleichterungen einzuführen. „Zu spät!“ erscholl es, und es war wahrhaftig in vieler Beziehung zu spät geworden. Das italienische Volk kämpfte, erhob sich auf eine nicht gekannte Weise, allein es war nicht so glücklich als wir, es fiel, und damit für die Gegenwart das demokratische Prinzip in Italien. Nun fragen wir: können diejenigen, die sagen, daß das demokratische Prinzip die Triebwurzel und das innerste Prinzip ihrer Lebensfunktionen ist, können sie ein Dankesvotum aussprechen, welches man gewiß wider das de-

mokratische Prinzip deuten kann; können diejenigen, die sich Volksvertreter nennen, den italienischen Krieg und alle Anordnungen des vorigen Ministeriums in allen ihren Grundsätzen und Consequenzen gutheißen, was sie mittelbar durch das Dankesvotum thun würden? Würden sie sich nicht der Gleichgültigkeit gegen ihr Prinzip, ja würden sie sich nicht des Widerspruchs schuldig machen, wenn sie dafür einen Dank, ihre Freude aussprechen würden, daß das demokratische Prinzip in Italien besiegt worden ist? Würden sie sich nicht des Widerspruchs gegen ihr eigenes Prinzip um desto mehr schuldig machen, da wider das demokratische Prinzip, ja selbst wider die Worte der Thronrede (man kann und muß es so deuten) in Parma, Piacenza und Modena die österreichische Armee einrückte, um dort verhaßte Regierungen dem Volke aufzudrängen? Lassen sich diese Widersprüche vereinigen? Würde nicht das Dankesvotum eine Collision mit unserm eigenen Lebensprinzipe herbeiführen? — Man zeige mir einen Ausweg und ich werde das Dankesvotum mit Vergnügen unterschreiben.

„Wir sind in der traurigen Lage, entweder wider unser Lebensprinzip anzustoßen oder hart

sein zu müssen. In Widersprüchen dürfen wir uns nie und nimmer verstricken lassen. Dann bleibt nur das Zweite übrig: hart sein zu müssen, gegen die siegreiche Armee oder gegen ein unglückliches Volk. Die Lombarden und Venetianer sind unsere Mitbürger, die tief verletzt, verwundet sind. Jedes Lob, das man den Siegern spendet, ist gerade so viel, als wenn man in die Wunden des Besiegten Salz streuete. Würde das nicht grausam sein? Man zeige mir einen Ausweg, dann werde ich das Dankesvotum mit Freuden unterzeichnen. So lange wir ihn nicht kennen, so lange man durch das Dankesvotum einerseits wider unser Prinzip anstoßen, andererseits hierdurch gegen unsere unglücklichen Mitbürger grausam sein würde, werde ich mich des Dankesvotums enthalten."

Meine ursprüngliche Absicht war, noch weit entschiedener gegen den Selinger'schen Antrag aufzutreten. Wer verstehen wollte, fand in dem Gesagten noch Gründe genug, um dagegen zu stimmen. Die österreichische Armee hatte durch die gepriesenen Heldenthaten, wobei ihr ihre, das feindliche Heer an Zahl weit überwiegende Macht und der Verrath des Carl Albert sehr

gut zu Statten kam, nichts anderes als ihre Pflicht gethan; sie hatte die Pflicht, die Scharte vom März, wo sie sich aus allen Städten Ober-Italiens schmählich vertreiben ließ, wo sie sehr wenig Tapferkeit bewiesen hatte, auszuwetzen; das hat sie gethan und hiemit das geleistet, was ihre geschändete Ehre erforderte, und dafür verdiente sie kein Dankesvotum; um so weniger, da sie barbarisch in Italien verfahren hatte — man denke an die Gräuelthat des Welden, die er an dem unglücklichen Sermide ausübte! Eine Armee, in welcher ein Welden, Haynau und Consorten mit den unmenschlichen Croaten-Celebritäten waren, verdiente kein Dankes- sondern ein Mißtrauensvotum. Man hat in der späteren Zeit sehr häufig der Linken die Verweigerung des Dankesvotums zum Vorwurfe gemacht. Die Verweigerung im wörtlichen Sinne konnte man ihr keineswegs zum Vorwurfe machen, weil über den Antrag noch gar nicht abgestimmt worden war; aber eben so wenig konnte man dem ganzen Reichstage einen solchen Vorwurf machen, da er sich in seiner Majorität bei der Aufforderung des Selinger erhoben hatte, um der Armee seinen Beifall zu bezeugen. Daß die Armee über den

Reichstag erbittert war, läßt sich leicht denken, denn sie war an Weihrauch, an unendliche Lobeserhebungen gewohnt und forderte sie in ungemessener Anmaßung. Ob sie, wenn man ihr auch die glänzendsten Huldigungen bezeugt hätte, deswegen im Oktober anders gehandelt hätte, darüber kann wohl kein Zweifel sein. Sie hätte nicht anders gehandelt, denn die Armee denkt und handelt, wie man es ihr von oben her befiehlt. Doch gelten diese Bemerkungen nicht jenen braven Männern, welche wissen, daß sie nicht allein Söldlinge, sondern auch Bürger sind, welche die Freiheit lieben und ihren edleren Bürgerberuf nicht verkennen, welche sich nicht an die Spitze der Regierung stellen wollen, um sie zu einer Prätorianer-, Strelizer- oder Janitscharen-Herrschaft herabzuwürdigen und namenloses Unheil über das Vaterland zu bringen.

An dem bewegten 13. September saß ich wie auf Dornen im Reichstage und erwartete mit Sehnsucht den Moment, wo ich meine Rede abhalten und darauf mich an die Universität begeben könnte. Mehrere Deputirte hatten mich schon, ehe ich meine Rede gehalten, aufgefordert, schnell in die Universität zu eilen, woselbst große

Gährung herrsche. Ich komme hin und finde auf dem Universitätsplatze sehr viele Menschen mit Zetteln auf den Hüten. Ich hatte keine Zeit, die Zettel zu lesen, hörte aber, daß man den Sicherheitsausschuß wieder eingeführt haben wolle und daß man gesonnen sei, deßhalb eine Sturmpetition zu veranstalten. Um dies zu verhindern, bestieg ich mit einem allgemein geschätzten Studenten die Tribüne. Es gelang uns, die Menge von ihrem Vorhaben abzubringen unter dem Versprechen, daß — weil für eine schriftliche Petition keine Zeit war — eine Deputation sich zu den Ministern begeben und sie um Wiedereinführung des Sicherheitsausschusses bitten solle. Sie wählten auch mich dazu; ich ersuchte sie, die Deputation aus nicht mehr als vier Personen bestehen zu lassen und zwar einem Studenten, einem Nationalgardisten, einem uniformirten Bürger und mir. Man gab uns Zettel, worauf einige Worte gedruckt waren, damit wir sie auf unsere Hüte anheften sollten; sie lauteten: „Bürger Wiens! nur Eins kann Euch retten: die Wiedereinsetzung des Sicherheitsausschusses."

In England trägt man bei Petitionen, woran

oft ein ungeheurer Zug sich betheiligt, große Fahnen mit Aufschriften, große und kleine Zettel, worauf die Petition gedruckt ist; aber Oesterreich ist nicht England; in Oesterreich ist es als Hochverrath erklärt worden, daß man die kleinen Zettel an die Hüte heftete. Wir begaben uns in die Hofkanzlei. Daselbst war kein Minister zu treffen; man konnte uns nicht sagen, wo sie sich befänden. Da kam ein Hauptmann von der Nationalgarde des Kärnthner-Viertels, den ich persönlich — obgleich von sehr schlechter Seite — kannte, der mir Bescheid gab und mir versprach, mich zu Dobblhof zu führen, wenn ich nicht mehr als drei Personen mit mir nähme. Er führte mich in das Hofkriegsgebäude, wo uns der Hauptmann Einlaß zu Dobblhoff verschaffte. Wir sprachen zuerst mit Latour. Der zog einen Brief hervor und gab mir ihn zum Lesen. Er enthielt die anonyme Anzeige, die durch einen Oberstlieutenant eingesandt worden war, daß man an der Universität die Republik proklamiren, das Ministerium und den Reichstag sprengen wolle. Latour oder der Oberstlieutenant hatte den Namen des Denunzianten weggeschnitten, um ihn nicht bekannt werden zu lassen;

eine solche Anzeige las der „edle“ Latour im Reichstage vor, deshalb und auf Ansuchen einiger schwarzgelben Chefs der Nationalgarde wurde das Militär in die Stadt consignirt. Gerade als ich den Brief las, hörte man Trommelschlag, Latour ging mit sichtbarer Freude an das Fenster und zeigte mir den handgreiflichen Beweis der Gewalthaber, die Wiederhersteller von Ordnung und Sicherheit, und sagte mir, daß das Ministerium endlich energisch einschreiten, den fortwährenden Krawallen ein Ende machen wolle. Er beklagte sich namentlich über die Aula, daß man dort desselben Morgens republikanische Reden geführt (er nannte einen Studenten, der allerdings eine aufreizende Rede gehalten); er sagte mir, daß er der Anzeige vollen Glauben schenke, daß er wohl wisse, es sei auf einen völligen Umsturz des Bestehenden abgesehen. Mein Widerreden half nichts; er wollte ja die Ueberzeugung und den Vorwand zum Einschreiten der Waffengewalt haben. Daß jener Student so gesprochen, wolle ich, sprach ich, einstweilen nicht in Abrede stellen. Was folge aber hieraus? Daß alle Studenten, daß die Legion das wolle und ausführen möchte, was jener vorgeschlagen

habe? Der genannte Student sei bekannt als ein Hitzkopf und politischer Fanatiker, die Studenten hätten ihn bereits einmal öffentlich desavouirt; in der Aula sei die Redefreiheit Jedermann gewährt; eine ganz andere Sache aber sei es, ob man das thue, was vorgeschlagen werde, und ein großer Unterschied, wenn ein einzelner Student seine Ansichten ausspreche oder wenn sie die Legion ausspreche. Was die letztere betreffe, so wolle ich gar nicht läugnen, daß sehr viele Studenten ihrer besten Ueberzeugung und Gesinnung nach Republikaner seien, daß jedoch die allerwenigsten eine Einführung derselben in Oesterreich einstweilen für möglich hielten.

Mittlerweile kam Dobblhof. Ich brachte ihm die Petition vor. Auch Kraus und Schwarzer waren gegenwärtig. Ich erzählte ihnen den Hergang der Sache, so viel ich davon wußte. Man hatte die Zettel vor meiner Anwesenheit unter das Volk vertheilt. Dobblhof war, wie es sich von selbst versteht, gegen die Wiedereinführung des Sicherheitsausschusses. Meine Gefährten drangen in ihn — ohne jedoch nur im mindesten die Höflichkeit, den Anstand zu verletzen — daß er den Wunsch des Volkes erfüllen

möchte. Dobblhof war sehr angegriffen. Seine schwächliche Gesundheit, die ungeheuern Arbeiten, die Vorgänge der letzten Tage, wo er flüchtete vor dem Andrange der Anhänger des Swoboda, hatten ihn sehr zerrüttet. Er konnte vor Bewegung, ja vor Weinen beinahe nicht sprechen. „Man nehme mir das Leben, wenn man will, sprach er, ich kann den Sicherheitsausschuß nicht einführen. Eine solche Existenz, wie ich sie gegenwärtig führe, ist schrecklicher als der Tod. Zwei oberste Executivbehörden, Ministerium und Sicherheitsausschuß, können nicht neben einander bestehen. Was die Anordnung der Wiener Verhältnisse betrifft, so wird dafür ja durch den neuen Gemeinderath, der auf breitester Basis gewählt werden wird, hinlänglich gesorgt werden!" — Kraus und Schwarzer äußerten dasselbe. Dobblhof dauerte mich. Ich stellte mich zufrieden und brachte es dahin, daß meine Gefährten sich auch zufrieden stellten. Im Vorzimmer nahmen wir gleich die Zettel von den Hüten und gingen an die Universität, wo es den Studenten und mir gelang, die Ruhe für die nächste Zeit herzustellen, die Studenten und Nationalgardisten durch Darlegung der Gründe des Ministeriums

eines Andern zu überzeugen. Wir, namentlich ich, hatten mit aller Höflichkeit und Artigkeit das Ministerium behandelt. Schwarzer eilte gleich in den Reichstag, um uns anzuklagen, gab vor, daß eine Deputation der Aula beim Ministerium gewesen sei — (es war eine Deputation der Nationalgarde, der uniformirten Bürger und der Studenten gewesen!) — ich hätte mich an der Spitze der Deputation befunden, — (allerdings, insofern man mich ersuchte, das Wort zu führen). Der Zettel, der die oben angeführten Worte enthielt, sollte nach Schwarzer gelautet haben: „Freiheitsmänner Wiens! erwachet, ermannet euch und suchet wieder eure früheren Freiheiten zu erringen und bleibet beisammen, bis der Sicherheitsausschuß wieder eingesetzt ist." Davon, daß wir uns eines Andern belehren ließen, daß ich gesagt, ich würde mich bemühen, die Leute zu beruhigen, erwähnte der Minister gar nichts. Dieser Gang mit der Deputation zum Ministerium wurde mir sehr übel gedeutet, als Hochverrath wurde meine Bemühung, eine Sturmpetition abzuwenden, angesehen. Einige Deputirte meiner Partei machten mir darüber die heftigsten Vorwürfe. An diesem Tage beschloß ich, nicht mehr

den Vermittler zu spielen. Es war in der Art das erste und das letzte Mal, daß ich die undankbare Rolle übernahm.

Von wem die Anregung zur Wiedereinführung des Sicherheitsausschusses ausgegangen sei, ist uns nicht bekannt. Die Zettel sollen mit dem Studenten-Courier ausgegeben oder im Büreau desselben ausgetheilt worden sein. Nachdem man gesehen, daß es dem Ministerium darum zu thun war, absichtlich einen Conflikt hervorzurufen; nachdem man über den Einmarsch des Militärs in die Stadt sehr erbittert gewesen war, soll man auf die Idee der Wiedereinsetzung des Sicherheitsausschusses verfallen sein, und zwar — von juridisch-politischen Spitzfindigkeiten abgesehen — mit vollem Rechte, ganz nach dem natürlichen unverdorbenen Gefühle eines jeden Menschen, der von dem bewährten Freunde und nicht vom Feinde, am allerwenigsten von falschen Freunden Rettung erwartet; welches Letztere vom Ministerium gilt, dem es an Ruhe und Ordnung in seinem Sinne gelegen war, nämlich an der Beherrschung, Unterdrückung des Volkes und seiner errungenen Freiheit.

Die schwarzgelbe Garde fraternisirte an diesem

Tage vorzüglich mit dem Militär. Als das Militär in die Stadt einzog, wurde es mit lebhaftem Vivat begrüßt. Der ganze Platz vor dem Kriegsgebäude war mit treuen Garden und mit Militär besetzt. Wir wurden, als wir zum Ministerium gingen, sehr schief angesehen von den Garden. Der Zwiespalt dauerte ja schon seit längerer Zeit, namentlich seit dem 23. August. Mehrere Studenten und Nationalgardisten ließen sich nicht von der Idee der Wiedereinsetzung des Sicherheitsausschusses abbringen. Es sammelte sich eine Schaar von beiläufig dreihundert Bewaffneten, die mit den bezeichneten Zetteln auf den Platz am Hof zogen. Als sie anrückten, wurden die Kanonen auf sie gerichtet. Es war dies ein verwegener, tollkühner Streich, den sie ausführten, mitten unter die feindseligen Garden und unter das Militär sich zu begeben. Latour und Bach wollten den Befehl ertheilen, auf sie zu feuern; nur dem dringlichen, energischen Protest Dobblhof's hatte man zu verdanken, daß wegen des tollkühnen Streiches einiger Hitzköpfe nicht Blut vergossen worden ist, was einen allgemeinen furchtbaren Aufstand und den heftigsten Kampf hervorgerufen haben würde. Schwarzer meldete

mir den Vorgang, daß die Studenten auf dem Platze „am Hof“ ständen, daß vielleicht zur Zeit, als er spreche, schon Blut fließe; er ersuchte mich, daß ich mich dahin begeben und die Studenten zum Abzuge bewegen solle. Ich eilte aus dem Reichstage. Vor der Stallburg waren „gutgesinnte“ Garden aufgestellt. Als ich vorbei ging, hörte ich von Einigen rufen: Lump! was wahrscheinlich mir gelten sollte; ich wandte mich um gegen die Rufenden, die dann verstummten; es waren Gardisten von der loyalen Landstraße, die sich in ihrer völlig verwahrlosten Bildung solcher Ehrentitel bedienten. Ueberhaupt bemerkte ich sehr häufig in Wien, daß es den Leuten an Erziehung fehle. Ich vernahm, daß die Studenten vom Hof abgezogen waren, daß aber an der Universität Alles sich in stürmischer Aufregung befinde. Als ich dahin fuhr, bemerkte ich in allen Gassen die Vorboten des Sturmes. Menschen eilten schnell nach einer gewissen Richtung oder standen in Gruppen auf der Gasse, Spannung, Aengstlichkeit drückte sich in den Gesichtern aus. Als ich zur Universität kam, fand ich eine Aufregung, wie sie kaum je in dem Maße gewesen war. Man schrie: „Am Hof sind Stu-

denten erschossen worden, schnell Barrikaden gebaut!“ Man hatte bereits mit dem Baue der Barrikaden begonnen. Ich sandte gleich verläßliche Menschen ab, um sich über den Sachverhalt zu erkundigen; ihnen kamen schon die vom Hofe abziehenden Studenten entgegen, die über die Vorfälle Nachricht gaben und betheuerten, daß nicht geschossen worden sei. Es gelang mir, den Bau der Barrikaden einzustellen, indem ich mehrere der Zeugen mit mir nahm, die denen, welche Barrikaden bauten, betheuern mußten, was oben gemeldet worden. Ich ließ alle Spuren der Barrikaden augenblicklich vertilgen. Die Nachricht, daß nächst der Universität Barrikaden gebaut würden, verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der ganzen Stadt. Latour beorderte Truppen, die gegen die Universität ziehen und die Barrikaden nehmen und demoliren sollten. An sie schlossen sich die schwarzgelben Garden an und eine ganze Heeresmasse mit Kanonen zog gegen die Universität. Die erste Straße am Lugegg schloß der als Held bekannte Wutschel mit zwanzig Mann ab, er fragte den Militär-Commandanten wohin er ziehe; als dieser ihm antwortete: „An die Universität,“ commandirte Wutschel seine

zwanzig Mann: „Ladet, fertig, schlagt an!“ und das Militär blieb stehen. Ein Soldat hat uns erzählt, daß es den Soldaten bei dem wackeren Benehmen der Studenten ganz sonderbar zu Muthe gewesen sei. Ich eilte sogleich auf den Platz wo das Militär stand, ging zum Commandanten und fragte ihn, warum er denn gegen die Universität rücke. „Weil daselbst Barrikaden gebaut werden, erhielt ich den Befehl sie zu nehmen.“ Worauf ich ihn versicherte daß dies nicht geschehen sei, er könne sich davon überzeugen; er möge jedoch nicht meinen, daß ich ihm den Vorschlag gemacht hätte weil wir ihn etwa mit seinen Alliirten fürchteten, sondern nur einzig und allein um unnöthiges Blutvergießen zu verhüten. Daß ihn die Studenten so empfangen würden wie es sich zieme, habe er an Hauptmann Wutschel sehen können. Er beorderte einen Nationalgarde-Hauptmann, mit mir zu gehen, der mit mir Arm in Arm die Universität umging und dabei stark zitterte. Die Herren einer gewissen Klasse sind sehr muthig! Der Adel hat doch gewöhnlich noch eine Ader von Ritterthum in sich, aber die Bourgeoisie weder Ritterthum noch Volksthum, sondern Feig-

heit, Gemeinheit, elenden Egoismus. Ich war recht froh als ich den hasenfüßigen Hauptmann wieder seinem Commandanten abgegeben hatte; er selbst freute sich gewiß noch mehr, der Gefahr entronnen zu sein, die jedoch nur in seiner feigen Einbildung existirte. — Es war noch nicht zureichend, daß er Bericht erstattete, es seien keine Barrikaden vorhanden. Der General, der den Heereszug wider die Alma Mater commandirte, ritt selbst dahin, um sich zu überzeugen daß keine Barrikaden vorhanden seien. Die Garden hatten sich sehr gut postirt, hinter die Soldaten, um jedenfalls geschützt zu sein.

Das war der Dank für die Freiheit, die ihnen die Universität erkämpft hatte. Eine solche Deputation hatte man nicht erwartet. Wer hätte von dem Tage an noch an den Sieg der Freiheit in Wien denken mögen! Anderntheils war es eine große Freude zu sehen, wie mehrere Garden, denen die Freiheit lieb und theuer war und mit ihr die Universität, zu uns herübereilten und mit Wemuth die Studenten in die Arme schlossen, ihnen unverbrüchliche Freundschaft und Treue zusicherten. Ich hatte Mühe die braven Männer zurückzuhalten, daß sie nicht

auf ihre Mitbürger, welche an den Studenten so undankbar, so schändlich gehandelt hatten, stürzten und sie mit der Waffe niederschmetterten. Von dem Tage an bildete sich ein Verein der Sympathie für die akademische Legion, ein edler Treubund, dem sich über dreißigtausend Gardisten einreiheten, die alle ein eigenes Abzeichen, das deutsche Band, trugen, um sich von den Feinden der Legion zu unterscheiden. Man schwur den Bürgern, die so ehrvergessen waren mit dem Militär sich gegen die Universität gebrauchen zu lassen, furchtbare Rache und harrte nur des nächsten Zusammenstosses um es ihnen mit Zinsen zurückzuzahlen. Daß der Zwiespalt der guten Sache schadete, sah man trotz aller Leidenschaft recht wohl ein; man war sich aber bewußt, ihn nicht selbst hervorgerufen zu haben, man hatte sich sogar bemühet ihn zu heilen; es half nichts; man wußte daß da nur noch die Waffen helfen konnten.

Man hatte sich bemühet, selbst in der Legion Spaltungen zu bewirken, was jedoch nicht gelang. Der Commandant Koller und ein Jurist klagten mich im Studenten-Comité an, daß ich unbesonnene, republikanische Reden führe, daß

ich am 23. August die Studenten gereizt, dazu aufgefordert habe, mit Gewalt ihre verhafteten Collegen zu befreien und dergleichen mehr. Ich erfuhr zufällig von einem Studenten diese Vorgänge und begab mich in das Studenten-Comité, um die Sache in's Reine zu bringen. Koller war gegenwärtig. Ich stellte den Sachverhalt dar und bemerkte zum Schlusse: „Es schmerzt mich, daß die Reaktion ihre Krallen selbst in die Legion hineinschlägt, um ja gewiß die Freiheit zu vernichten." Die Studenten waren über Koller empört, sie versagten ihm ohngeachtet meiner aufrichtigen Bemühungen, die Zerwürfnisse mit ihm ganz auszugleichen, den Gehorsam, und er sah sich gezwungen, abzudanken. Ich stand mit ihm früher auf gutem Fuße. Es ist mir noch immer nicht klar, was ihn dazu bewogen haben mochte, wider mich aufzutreten. Wahrscheinlich war die Verschiedenheit unserer Ansichten dabei im Spiele und die Bemühung der Reaktion, die nicht müde wurde, überall den Saamen der Zwietracht auszustreuen.

Das Studenten-Comité faßte eine wahrheitgetreue Schilderung des 13. September ab und klagte den Minister Latour der Verläumdung an,

da er auf eine anonyme Denunziation die Legion beschuldigte, daß sie den Reichstag habe sprengen wollen. Die Legion dachte an nichts weniger, als an die Sprengung des Reichstags, dem sie treu anhing. Sie wußte wohl, daß der einzige Rettungsanker für die Freiheit der Reichstag war, und sie unterließ nie, ohngeachtet der Reichstag oft Beschlüsse faßte, womit sie nicht einverstanden war, ihm treu anzuhängen. Die Legion und das Volk war von gleicher Achtung für den Reichstag erfüllt, einzelnen Mitgliedern desselben wurde sie immerdar bezeugt und zwar oft in außerordentlichem Maße.

In der nachfolgenden Adresse sprach sich das Studenten-Comité über die Ereignisse vom 13. September aus, desgleichen über seine Gesinnungen in Betreff des Reichstags.

„Hohe Reichsversammlung!

„Der gefertigte Ausschuß der Studenten Wiens unternimmt es, in diesem so verhängnißvollen Augenblicke einer hohen Reichsversammlung den wahren Sachverhalt der Vorgänge auf der Universität zur Hintanhaltung einer möglichen Verdächtigung darzulegen. Die Aula der Universität war nach dem Beschlusse des Studenten-Aus-

schusses durch mehrere Wochen bereits geschlossen und sollte mit Einwilligung des Ausschusses nur zu Versammlungen der Studenten geöffnet werden. Heute Morgen wurde die Aula mit Gewalt von einer heranströmenden Menschenmenge, unter der nur ein geringer Theil Studenten war, geöffnet. Es wurde von Seite des Ausschusses gegen alle Beschlüsse, die dort im Namen der Studenten gefaßt werden sollten, im vorhinein öffentlich protestirt.

„In diesem Augenblicke wird dem Ausschusse die Nachricht gebracht, daß der Herr Kriegsminister der hohen Reichsversammlung mitgetheilt habe, in der Aula wäre beschlossen worden, den Reichstag zu sprengen und das Ministerium zu stürzen.

„Der gefertigte Ausschuß sieht sich dadurch veranlaßt, der hohen Reichsversammlung die feierlichste Versicherung zu ertheilen, daß in der Aula durchaus kein Beschluß gefaßt wurde, der eine Störung des Reichstages oder einen gewaltsamen Sturz des Ministeriums beabsichtigt hätte. Jedoch wurde laut die Wiedereinsetzung des vereinigten Ausschusses der Bürger, Nationalgarden und Studenten verlangt, und in der Absicht,

wie bereits früher, von Seite des Ausschusses eine Deputation an das Ministerium beschlossen. Dies der wahre Sachverhalt der Vorgänge an der Universität, die wir der hohen Reichsversammlung vorzulegen uns erlauben.

„Wir schließen mit der Versicherung, daß wir es für unsere heiligste Pflicht und unser schönstes Vorrecht halten, als Volkswehr die souverainen Vertreter des Volkes gegen jede Verletzung mit unserm Leben zu schützen.

„Der Ausschuß der Studenten Wiens.

„Neusser m. p., Vorsitzer."

Hätte man das Studenten-Comité nicht beirrt, hätte man es sich selbst überlassen, wären nicht Elemente aus dem demokratischen Verein, welche das Comité für ihre Absichten zu verwenden trachteten, in dasselbe gekommen, so würde es kaum je einen Fehler begangen haben. Wir wollen jedoch nicht alle Mitglieder, die aus dem demokratischen Verein im Studenten-Comitè saßen, in diesen Tadel einschließen oder behaupten, daß grobe oder viele Fehler vom Studenten-Comité begangen worden wären. Das Studenten-Comité hat seine Pflicht in schönster Weise erfüllt, es hat für die Freiheit des Volkes rastlos gewirkt

und gewacht und verdient das höchste Lob. Auch waren es an jenem verhängnißvollen 13. Sept. nur zwei Mitglieder des demokratischen Vereins, welche bei dem so viel Unheil drohenden Barrikadenbau thätig waren.

Der 19. September war ein trauerbringender Tag durch die bodenlose Schlechtigkeit der Czechen. Abgesandte der edeln ungarischen Nation klopften an die Pforten des österreichischen Reichstags, baten um Einlaß; ein Volk wollte vor dem andern sein Herz ausschütten, es wollte dessen Vermittelung erlangen zur Abwendung namenlosen Unglücks. Der Servilismus des Centrums, die Herzlosigkeit, der Fanatismus der Czechen stieß sie weg von der Pforte, ja beleidigend stieß es sie weg, mit einer Gemeinheit, deren gewiß kein anderes Volk fähig wäre. Rieger hat in den letzten Tagen des Reichstags Unvergleichliches, Herrliches geleistet; dennoch, wenn er noch Größeres geleistet hätte, wäre es nicht hinlänglich, um seine am 19. September an den Tag gelegte Herzlosigkeit, seinen gemeinen Hohn gegen die Magyaren aus der Erinnerung zu vertilgen. Löhner's unübertreffliche prophetische Rede war nicht einmal im Stande, um die edeln unglücklichen Ma-

gyaren nur vor dem gemeinsten Hohne der Czechen zu bewahren, die an diesem Tage Proben von gemüthloser Gemeinheit ablegten, wie sie von keinem Volke noch erhört worden. Rieger sprach später in Kremsir wie ein **Jupiter tonans** wider die Tyrannei bei Gelegenheit der Verhandlungen über den ersten Paragraph der Grundrechte — doch im September handelte er selbst wie ein ganz gemeiner Tyrann gegen die Magyaren. Und die Centralisten, die servilen Seelen, die Männer, die immerdar die Wohlfahrt Oesterreichs, ihre Sorgfalt für Oesterreichs Heil im Munde führten, wie sorgten sie für die Wohlfahrt Oesterreichs durch ihre Abstimmung für die Abweisung der ungarischen Deputation! Wie wurde ihre Weisheit zu Schanden! Wenn Oesterreich auch siegt in Ungarn, ist seine Wohlfahrt doch für unberechenbare Zeiten zerstört und, was das Allertraurigste für Altösterreich, es ist zu einer Macht zweiten Ranges herabgesunken. Preußen, das sich im Nothfalle und unter gewissen Verhältnissen doch noch auf das ganze deutsche Volk stützen kann, das in dieser alleinigen Stütze seine unbezwingliche Macht findet, ist von nun an ein Staat ersten Ranges gegen Oesterreich,

das bei seinem Todfeinde eine verdächtige, untergrabende Hülfe suchte, das zur Satrapie Rußlands herabgesunken ist! Und dieser ganze unabsehbare Jammer der österreichischen Zukunft ist rein das Werk der s. g. Patrioten des Reichstagscentrums, die das damals noch gut österreichische Ungarn mit feilem Hohne von sich stießen!

Die Perfidie der Regierung gegen Ungarn steigerte die bereits vorhandene Erbitterung des Volkes auf das Höchste. Die aufgefangene Correspondenz des Latour mit Jellachich kam noch dazu, um die Erbitterung in Wuth zu verwandeln. Grauenhafte Gewitterwolken zogen auf am politischen Horizonte. Die Explosion war vorauszusehen.

Viele Studenten, erbittert über die Vorgänge in Wien, an der Rettung verzweifelnd, oder von Sympathien für die Magyaren bewegt, verließen Wien und zogen den Magyaren zu Hülfe. Am 24. September marschirte eine Truppe weg. Sie kam noch in die Aula, um sich zu beurlauben, um von uns Abschied zu nehmen. Der Moment war einer der ergreifendsten, als der Commandant hervortrat, mich ersuchte ihnen den Segen zu ertheilen, sie alle das Haupt entblöß-

ten und ich den Segen ertheilte. Ich begleitete sie bis in den Prater, wo sie in das Dampfschiff stiegen. Was haben die Jünglinge seitdem Alles erlebt! Wie viele mögen noch von ihnen am Leben sein! Wann werden wir über die Opfer, welche das Jahr 1848 und 1849 verschlungen hat, nachdenken können! Jetzt ergeht es uns noch wie dem Soldaten in der Schlacht, der nicht Zeit hat darüber nachzudenken, wenn seine Kameraden, wenn seine innigsten Freunde neben ihm fallen. Wir sind noch alle im Kampfe, jeder auf eigene Art. Auch mich hetzt man noch immer von einem Orte zum andern. Es ist nun das viertemal seit dem März, daß ich weggehetzt werde. Um mein Werk beendigen zu können, muß ich mich verborgen halten. Gute, edle Menschen gewähren mir eine Zufluchtstätte hier am äußersten Ende Deutschlands, das ich nun bald verlassen muß. Und ich muß mich mit meiner Arbeit beeilen; es ist wie mit dem Niederschreiben des Testaments zur Zeit einer Seuche. Ein tiefes Pflichtgefühl drängt mich, meine Erlebnisse niederzuschreiben, um über Manches in der größten Revolution, die Deutschland ja erlebt hat, Manches, das

dem Politiker und Diplomaten entgeht, weil es dem innersten Volksleben entquollen und angehörte, Rechenschaft abzulegen vor meinen Zeitgenossen. Jetzt sind meine Erinnerungen noch lebensfrisch, der Sturm neuer Ereignisse kann sie schnell abbleichen. Darum beeilen wir uns, unser Testament zu schreiben, denn der Kampf und die Wuth der Tyrannei umwogt uns auf allen Seiten und das Leben bedroht uns mit seinen fürchterlichsten Gefahren.

An demselben Abende als die Studenten nach Ungarn zogen, war der große Fackelzug zu Ehren Kudlichs, den die Bauern aus der Nähe und Ferne veranstalteten. Ich hatte keine Freude an allen den Sachen, am wenigsten seit der Zeit, wo man die Arbeiter gemordet hatte. Auch wußte ich aus Erfahrung, daß alle derlei Aufzüge sehr wenig beweisen, was auch der große Fackelzug der Bauern gezeigt hat. Es wird einst eine Zeit kommen, wo auch die Bauern für die gute Sache erglühen und massenweise in den Kampf ziehen. Wann aber? Wann sie erst noch tüchtig die Knute werden empfunden haben; denn das wird wahrscheinlich das dringendste, stärkste Mittel sein. Man kann es den Menschen am

wenigsten verübeln, wenn sie sich nicht aufschwingen, so lange es ihnen an Einsicht fehlt, so lange sie zu Boden gedrückt sind, so lange sie der geringste scheinbare Vortheil schon zufrieden stellt und sie nur ein Interesse kennen, das materielle, und eine Freiheit, die Freiheit von drückenden Abgaben. Wie sollen die Bauern an diesem Abend gejubelt haben! wie waren sie so froh und so muthig auf dem Mehlmarkt! Sie hatten ja brennende Fackeln in der Hand, Wein im Kopf, das Patent über die Aufhebung des Unterthänigkeits-Verhältnisses in der Tasche und keine Croaten, keine Soldaten vor sich. Ich sah von dem großen Zuge gar nichts; ich kam von einem Trauerzuge nach Hause, vom Abschiede von mehreren mir unvergeßlichen Söhnen. Wie hätte ich da Lust haben sollen einen nichtsbedeutenden Fackelzug anzusehen und Reden zu halten! Höchstens eine Trauerrede über den Fall der Freiheit, einen Trauergesang über die nahe Knechtung hätte ich anstimmen, noch besser, zum Schlachtgesang gleich praktisch begeistern mögen. Der große Fackelzug brachte in die Herzen Vieler wieder Muth und Hoffnungen. Die Worte Kudlichs: „Wenn der Löwe der Aula wie-

der brüllen wird, dann stehet auf, waffnet euch, von Berg zu Berg sollen leuchten die Signalfeuer und alle eilet dann herbei nach Wien, um für die Freiheit zu kämpfen," gefielen ihnen; da hatten Alle Muth, denn sie standen auf dem Mehlmarkte in Wien und es war ein angenehmes Fest, das sie feierten, es war kein anderer Kampf, als der Wettkampf im Vivatrufen und Hutschwingen. Später, am 28. und 29. Oktober leuchteten furchtbare Signalfeuer, wie man sie kaum je gesehen, weit und breit; aber vergeblich, Niemand kam um Wien zu retten!

Am 5. Oktober wurde im Reichstage die Aufhebung der Judensteuer, dieser schändlichsten aller Steuern, welche sogar die Andacht, die Pietät, die Religion mit Abgaben belegte, beantragt. Auch da gab es schlechte Leute, welche dagegen sprachen. Ich hielt es in meiner Stellung als katholischer Priester für Standesehrensache, für die Aufhebung der Judensteuer zu sprechen. Die Rede lautete:

„Ein Schriftsteller sagt: „Die Geschichte des jüdischen Volkes ist eine Leidensgeschichte." Wer die Geschichte kennt, muß ihm beistimmen. (Jemand rief: „Wir alle kennen die Geschichte:")

Nicht jeder kennt die Geschichte, wer sie aber kennt, wird beistimmen den Worten, daß die Geschichte des jüdischen Volkes eine Leidensgeschichte ist. — Ich will nicht behaupten daß die jüdische Bevölkerung sich keines Vergehens schuldig gemacht hat; allein unbezweifelt steht auch die Thatsache fest, wie die Erziehung sie beweist, daß jene Kinder, in denen man das Ehrgefühl unterdrückt, durch die Unterdrückung des Ehrgefühls zu Verbrechen herangezogen werden; so wird auch ein Volk, welches man mit Füßen tritt, welches man mißhandelt, dem man das heiligste Gut des Menschen, die Ehre, raubt, sehr leicht an Erniedrigung gewöhnt. — Man sagt, das jüdische Volk fröhne der Habsucht, dem Geize; fröhnen denn Andere nicht auch dem Geize, der Habsucht? Wenn dem Menschen nichts anderes übrig bleibt als der Handel, oder wie man zu sagen pflegt, der Schacher, soll man sich dann noch wundern, wenn ein solcher Mensch der Habsucht, dem Geize fröhnt! —

„Das jüdische Volk ward häufig von Christen gebraucht als eine dunkle Folie, nicht dazu daß der reine Diamant der christlichen Liebe durchblicke, sondern daß die Superiorität des Christen

über den Israeliten recht hervortrete, den man oft zum Blitzableiter des christlichen Stolzes machte, an dem so mancher Christ sein Müthchen kühlte.

„Die Geschichte des jüdischen Volkes ist allerdings eine Leidensgeschichte, das beweist auch die Judensteuer. Die Judensteuer hat, man möge dagegen einreden was man wolle, einen religiösen Anstrich und ist mehr oder weniger eine Glaubenssteuer, weil man einer verhaßten Sekte eine Steuer aufzulegen sich berechtigte, welche man den eignen Glaubensgenossen nicht aufbürdete. Ich will jedoch nicht sagen daß man gegen die christlichen Mitbrüder, die sogenannten Akatholiken, nicht auch hart war. Der Abgeordnete für Bielitz hat trefflich bezeichnet, daß die Stollgebühr, welche die evangelischen Christen in den gemischten Gemeinden an die katholischen Seelsorger entrichten müssen, eine ebenso ungerechte ist wie die Judensteuer. Wie der Zeitgeist über andere Mißbräuche und Ungerechtigkeiten den Stab gebrochen hat, so wird er auch über diese den Stab brechen.

„Meine Herrn! wir sind, wie es oft gesagt worden, Repräsentanten des demokratischen Prin-

zips. Eine neue Aera ist für uns aufgegangen in jenen Tagen, wo die Fesseln des österreichischen Volkes gebrochen wurden. In jenen Tagen sah ich Hunderte von jüdischen Jünglingen mitkämpfen mit und für uns; es fielen auch im Kampfe verhältnißmäßig mehr Juden als Christen. Sollten sie noch Fesseln tragen?

„Die Universität sieht ab vom Sektengeiste, allein im Volke sind die Juden noch geschmiedet unter das harte Joch. Die Judensteuer ist gegen die Humanität, gegen die Gerechtigkeit. Meine Herrn! wer Sklaven hält, ist der Freiheit nicht werth. Und die Judensteuer ist ein Beweis, daß es noch Sklaven gibt.

„Wenn man diese Steuer noch beläßt, so ist die Freiheit auch gefährdet. Dadurch daß man diese Steuer beibehält, ist die Freiheit gefährdet, denn sie ist eine Sklavensteuer, man fröhnt dadurch den Leidenschaften und Vorurtheilen; wer ihnen fröhnt ist Sklave, besitzt nicht die Freiheit.

„Ich stellte den Antrag daß auch die Rückstände an dieser Steuer aufgehoben werden sollten. Er wurde nicht unterstützt. Er geht wahrscheinlich zu weit nach den Ansichten Mancher.

Weil die Judensteuer wider die Humanität, wider die Religion, wider die Gerechtigkeit verstößt, und ich voraussetzte daß sie aus dieser Rücksicht fallen müsse, hatte ich den Antrag gestellt daß auch die Rückstände fallen sollten. Ich dachte mir, wenn eine Steuer ungerecht ist, so ist sie auch immer ungerecht gewesen, deshalb wären auch die Rückstände nicht zu bezahlen. Diese sind höchst wahrscheinlich auch nicht so groß daß der Staatshaushalt hierdurch einen nahmhaften Schaden erleiden würde. Der Arme ist es, der die Steuer nicht bezahlen konnte; auf ihm lasten die Rückstände; ein Grund mehr sie aufzuheben. „Wer schnell gibt, gibt doppelt." Man kann auch sagen: Wer ganz gibt, gibt doppelt. Es wird ein kleines Opfer kosten, die Rückstände nachzulassen. Was sind sie im Vergleiche mit den unberechenbaren Summen, die man stets von den armen Juden erpreßte!

„Ich glaube daß jede weitere Anführung von Gründen für die Aufhebung der Judensteuer unnöthig ist. Ich füge nur aus meiner eigenen Erfahrung Folgendes bei. Ich habe zwölf Jahre im österreichischen Küstenlande gelebt, wo die Juden seit der Zeit der französischen Occupation

durch Napoleon emancipirt sind und sich der Freiheit würdig zeigen. Die Freiheitssonne wird unter andern Beulen auch diese heilen, die man den Juden einst geschlagen, woran sie noch immer leiden. Ich appellire an Ihr Freiheits-, an Ihr Rechtsgefühl und sage, daß wir keine Sklaven halten dürfen. Als Diener Jesu Christi bin ich doppelt verpflichtet dies zu sagen. Er hat gelehrt daß wir Alle Brüder sind, seine Landsleute waren Juden. Christen haben sie geknechtet, sie durch Jahrhunderte in Sklaverei gehalten. Endlich ist es Zeit daß man ihre Fesseln breche, sie frei lasse. Der Genius unserer Zeit, der Genius der ewigen Menschenrechte, er nehme den ewigen Juden, den unglücklichen Ahasver bei der Hand und beendige seine Wanderschaft, er bringe ihn auf die Stätte der Gleichberechtigung, der Freiheit, des Friedens."

Ich war so glücklich daß meine Rede allgemeinen Beifall fand. Es war ein schöner Abend, der des 5. October, wo die Aufhebung der Judensteuer beschlossen wurde. Mein Verhältniß zu den Juden, welche in der Legion waren, war so intim, wie zu den christlichen Mitgliedern der Legion. Ich lernte ihre ausgezeichneten Fähig-

keiten, ihre Thätigkeit kennen und namentlich ihre große Begeisterung für die Sache der Freiheit. In der Legion, an der Universität herrschten gegen die Juden nicht die unglückseligen Vorurtheile wie in dem alltäglichen, namentlich im merkantilen Leben. Die Religion der Freiheit vereinigte alle Studenten zu Brüdern.

Ich war die letzte Zeit hindurch seltener an der Universität. Dieselbe wurde geschlossen, da man darin die nothwendigen Reparaturen vorzunehmen begann, um endlich wieder an die, lange Zeit hindurch unterbrochenen Vorlesungen zu denken. Da konnte ich denn, wenn ich nicht fortwährend auf dem freien Platze verweilen wollte, wo immer eine sehr große Menge Menschen sich gleich um mich sammelte, wo Leute sich auch herbeidrängten, welche jedes meiner Worte, wo es nur möglich war, falsch deuteten, nicht mehr so viel mit den Studenten verkehren. Namentlich war ich vor dem 6. Oktober beinahe durch volle acht Tage auf kaum mehr als einige Augenblicke an der Universität.

Die glückliche Zeit der Revolution neigte ihrem Ende zu. Die Anzahl der Legionäre hatte sich sehr gemindert. Viele waren nach Ungarn ge-

zogen; viele hatten sich an andere Studieranstalten begeben, nach Deutschland und überall dorthin im Vaterlande, wo Vorlesungen abgehalten wurden. Die Noth, der Mangel an Unterstützung, die seit jener Zeit, wo man bei der Revüe des Kaisers den Fuchsmarsch gespielt hatte und späterhin seit der Arbeiterniedermetzelung beinahe gänzlich aufgehört hatte, veranlaßten auch sehr viele Studenten, Wien zu verlassen. Die Legion war auf ein Fünftheil zusammengeschmolzen, freilich war ihr bester Theil geblieben; gerade die Muthigsten, der Kern der Legion, blieb in Wien zurück. Vielleicht erreichte das Fünftheil kaum die Zahl Tausend. Desto ehrenvoller — weil so Wenige mit den übrigen Freiheitskämpfern einer so ungeheuern Macht so lange Zeit Widerstand leisteten!

Hier muß ich noch eines Umstands erwähnen, der, so sonderbar er klingen mag, doch wahr ist, nach der Betheuerung dessen, dem er begegnet ist. Einer der muthigsten und radikalsten Studenten, der allwege die Republik predigte, kam Anfangs Oktober spät in der Nacht aus einer Studentenkneipe. Als er auf die Straße trat, kamen zwei Herren auf ihn zu, die ihn halb

freundlich nöthigten, mit ihnen einen Wagen, der bereit da stand, zu besteigen. Man fuhr in einem großen Umkreise herum und hielt vor einem Hause, wie es ihm däuchte in einer Vorstadt. Er wurde in das zweite Stockwerk gebracht, in ein dunkles Vorzimmer gewiesen, wo er über eine halbe Stunde wartete. Endlich ward er in ein Zimmer gebracht, woselbst mehrere Herren um einen Tisch saßen, von denen er Niemand kannte. Man fragte ihn Verschiedenes über die Legion aus, dann über seine Reden, vermahnte ihn ernstlich wegen seiner republikanischen Gesinnungen und drohete ihm, daß wenn er fortführe, dergleichen Reden künftighin zu halten, es ihm schlecht ergehen würde; man lasse ihn jetzt noch, aus Schonung und Rücksicht für seine Jugend, ungestraft los. Der Student, einer der muthigsten jungen Männer, die ich kenne, gestand mir, daß es ihm nicht zum Angenehmsten in der Nähe des geheimen Tribunals gewesen sei. Dann ward er wieder in das dunkle Vorzimmer gebracht, wo er einige Zeit abwarten mußte, worauf ihn wieder die zwei Männer in Empfang nahmen, auf einer stockfinstern Treppe wegführten, an deren Ende der

Wagen bereit stand, in den er hineingeschoben wurde. Man fuhr abermals längere Zeit und endlich hielt man am Glaçis, wo er freigelassen wurde, aber einige Zeit noch ganz betäubt blieb von dem Ereignisse, das ihm begegnet war.

In den Septembertagen ward ich eingeladen, für die Nationalgarde in Döbling die Fahnenweihe abzuhalten. Einer der Herren, die mich zur Festlichkeit abholten, ersuchte mich freundschaftlichst, daß ich in der Rede bei der Fahnenweihe nicht republikanische Ansichten predigen möchte. So allgemein war die Ueberzeugung verbreitet, daß ich die Republik proklamiren wolle. Ein Beamter, der bei der Feierlichkeit gegenwärtig war, rügte, daß ich in der Rede nicht des Kaisers Ferdinand erwähnt, und sagte, daß man dies allgemein schmerzlich vermißt habe. Wie viel Zeit wird noch dahin gehen, bis die Leute der veralteten Bräuche und der gewohnten Sklavenphrasen vergessen! Im September blühte bereits wieder der alte Servilismus, wie er zu Metternich's Zeiten nie schöner geblüht hatte. Altösterreich und die alten Oesterreicher müssen noch Vieles erfahren, noch Aergeres erfahren,

als bisher, ehe sie von dem alten Knechtssinne geheilt sind.

In dieser Periode kam der Unterstaatssecretair im Ministerium des Unterrichts, der allgemein geehrte Dr. Feuchtersleben, an die Universität, um die Studenten zu begrüßen. Er sprach vortreffliche Worte über die Studienreformen. Im Namen der Studentenschaft beantwortete ich seine Rede und wies darauf hin, daß Minerva nicht allein die Göttin der Wissenschaft, sondern auch des Krieges sei; daß der Student einen zweifachen Beruf habe, den er mit Begeisterung erfüllen solle, daß er kämpfen solle vorerst mit der Waffe der Wissenschaft, dann mit dem Schwerte. Ich erwähnte noch, daß wir Professoren uns bereit erklären sollten, falls wir nicht im Stande wären, den neuen Anforderungen zu entsprechen, abzutreten; daß ich bereit sei, falls ich die neue Mission nicht erfüllen könnte, auch in eine Dorfschule als Lehrer zu gehen, um Kinder zu unterrichten, daß wir alle schuldig wären, wenn es uns noch so schmerzlich fiele, so zu handeln, dem Vaterlande unsere angenehme höhere Stellung zum Opfer zu bringen.

Daß Feuchtersleben nicht längere Zeit hindurch in seinem Amte verblieb, war ein sehr großer Verlust für das österreichische Unterrichtswesen; es i st kein Verlust mehr, er war es nur damals, denn hätte Feuchtersleben noch so viel des Herrlichsten geschaffen, man würde späterhin doch Alles willkührlich, mit Fleiß, wieder vernichtet haben. Man will ja keine Wissenschaft mehr! Die Barbarei kehrte durch die Standrechtsregierung in Oesterreich ein.

Die Studenten haben im vergangenen Schuljahre wenig oder gar nichts an Wissenschaft gewonnen, d. h. an theoretischer, desto mehr an Erfahrungen. Daran haben sie mehr gewonnen, als Viele in dem längsten Leben. Im Oktober wurde ein neuer Cursus eröffnet, tragisch, so wichtig, so erfahrungsschwer, wie ihn die Jugend keines Volkes noch erlebt hat!

## Vom 6. Oktober 1848 bis Juli 1849.

Die letzte Periode unserer Memoiren ist reicher an Passivität als an Activität. Mit dem Oktober beginnt unsere Leidensgeschichte. Bereits neun Monate sind seitdem verflossen und unserer Leidensgeschichte ist noch kein Ende abzusehen. Was uns tröstet, ist der Rückblick in die Vergangenheit, manche wohlthuende Erfahrung der Gegenwart, die herzliche Theilnahme fremder Menschen an unserem Unglück. Betrübend ist der Blick in die nächste Zukunft. Die deutsche Bewegung scheint ihrem traurigen Ende nahe; auf Ungarn wälzen sich Heeresmassen, Frankreich versinkt in Schmach. Lichtpunkte in dem Nachtgemälde sind die tapfern Magyaren, Römer und Süddeutschen. Durch Nacht und Blut zur goldenen Freiheit! Sie wird, sie muß siegen!

Der 6. Oktober, welch' großer Tag! Vielleicht ein Unglückstag! M u ß t e es aber nicht endlich dahin kommen? Hätte man noch länger das schmähliche Treiben des Hofes, des Ministeriums er-

tragen, hätte man den Eid- und Treubruch, den die Regierung an Ungarn beging, mit Stillschweigen hinnehmen sollen? „Mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten!“ Mit dem Manifeste, das die den Ungarn gemachten Zugeständnisse zurücknahm, wurden indirekt alle Errungenschaften der Wiener Revolution vernichtet. An Zündstoff, der einen 6. Oktober hervorbrachte, fehlte es schon seit langer Zeit nicht; es konnte nicht anders sein, ein solcher Tag mußte kommen, die Explosion mußte erfolgen. Der 6. Oktober wäre ein Unglückstag, wenn das Volk an ihm nicht gesiegt hätte; er war ein Triumphtag, das Volk siegte auf unerhörte Weise, es vernichtete, wenigstens für den Augenblick, den Feind. Hätte der passive Widerstand etwa zu demselben Ziele geführt, wohin die Folgen des 6. Oktobers führten? Ist Preußen durch den passiven Widerstand der Knechtung entgangen? Ist es nicht schöner, als Sieger zu fallen, als sich in nutzlosem unkriegerischem Widerstande aufzureiben? Wien fiel, aber ehrenvoll. Ohne den 6. Oktober wäre es gefallen wie Berlin, schmachvoll, ehrlos!

Am 6. Vormittags weckte man mich mit dem

Rufe: „Es werden am Tabor Barrikaden gebaut!“ Ich begegnete auf meinem Gange an die Universität Studentenschaaren, die eiligst an den Tabor hinauseilten, erfuhr, daß man das Militär, das mit Widerwillen nach Ungarn ziehe, nicht abgehen lassen wolle. Im Studenten-Comité traf ich zwei Deputirte. Ich wollte, als wir auf den Universitätsplatz kamen, wo gerade eine neue Truppe Studenten abzog, mit ihnen abziehen. Die beiden Deputirten hielten mich, in wörtlicher Bedeutung, zurück und baten mich, daß ich ja nicht am Kampfe mich betheiligen solle wegen meiner Stellung als Deputirter, die mir das verbiete; ich solle mit ihnen gleich in die Stallburg eilen, um dahin zu wirken, daß eine außerordentliche Reichstagssitzung stattfinde. — Man brachte bereits einen verwundeten Studenten an die Universität. Wir trafen Löhner, Brestel und mehrere andere Deputirte im Lesezimmer des Reichstags. Es wurde augenblicklich beschlossen, sich in das Vorstandsbüreau des Reichstags zu begeben und den Präsidenten Strohbach zur Zusammenberufung der Deputirten zu einer außerordentlichen Sitzung aufzufordern. Strohbach, der schnöde Diener des Ministeriums,

wollte es nicht zugeben. Ein Protest wurde gleich zu Protokoll diktirt. Strohbach's schmähliches Betragen empörte Alle aufs Heftigste. Er erhielt durch einen Pionier aus dem Kriegsgebäude ein Schreiben vom Ministerium, worin er gebeten wurde, sich dorthin zu begeben. Wir forderten, daß er als Präsident des Reichstags, namentlich an diesem wichtigen Tage, nicht isolirt, als Privatperson handle, daß er verpflichtet sei, den Vicepräsidenten Smolka als Begleiter anzunehmen. Strohbach fügte sich der Anordnung. Wir begaben uns in den Vorsaal des Reichstags. Da langten durch Deputirte Nachrichten an vom Kampfe am Tabor. Es war kein Augenblick mehr zu verlieren. Wir begaben uns in den Sitzungssaal. Eine außerordentliche Sitzung ward beschlossen. Pillersdorf wurde zum Präsidenten, Goldmark zum Sekretär gewählt. Pillersdorf sträubte sich zwar in Etwas gegen die extemporirte Würde, sagte jedoch daß er sich der Wichtigkeit des Augenblicks fügen wolle. Man berieth schnell und beschloß gleich an alle Deputirte die Amtsdiener auszusenden, um sie einzuladen, augenblicklich im Reichstage zu erscheinen. Unterdessen erhielt man Nachrich-

ten vom Siege des Volks. Deputirte kamen und nach vier Uhr Nachmittags begann die Sitzung. Strohbach und seine Freunde wollten des Nachmittags nichts hören von einer außerordentlichen Sitzung, weil sie die feste Zuversicht hegten, das Militär, also das Ministerium, werde siegen, sie kamen aber, da das Gegentheil geschehen war, dennoch in den Reichstag. Strohbach bestieg den Präsidentenstuhl, wurde von Löhner, der ihn wegen des schmählichen Benehmens am Vormittage, wo er keine Sitzung zugeben wollte, in Anklagestand versetzt und von seinem Platze herunter gedonnert; er verließ den Sitzungssaal; Smolka, der Vicepräsident, nahm den Präsidentenstuhl ein. Die Verhandlung begann: man beschloß eine Deputation an das Ministerium abzusenden, um es wegen der Vorgänge des Tages zur Rechenschaft zu ziehen und wollte ihm Abgeordnete des Reichstags zur Seite stellen, um es von volksfeindlichen Schritten abzuhalten. Mitten in der Verhandlung kommt die Nachricht von dem blutigen Kampfe der auf dem Stephansplatze zwischen den Garden ausgebrochen war. Alles ist in ängstlicher Spannung, namentlich wir, die bei einem Siege des Mili-

tärs oder der schwarzgelben Garden verloren gewesen wären. Es waren sicher gegen Goldmark und mich schon Verhaftsbefehle ausgefertigt worden. In kurzer Zeit nach dieser Nachricht hören wir drei Kanonenschüsse ganz in der Nähe, es war ein schrecklich peinlicher Moment. Man meldet daß die Stadtgarden und das Militär auf dem Stephansplatze, die auf die freisinnigen Garden und auf die Studenten schossen, geworfen worden, daß sich die Pioniere am Graben aufgestellt, mit Kartätschen auf die vordringenden Sieger geschossen, aber zurückgeworfen worden seien. Man hörte das Kleingewehrfeuer in den nahen Gassen der Stadt. Es kam die Botschaft: das Volk will die Minister Bach und Latour ermorden. Der Reichstag schickte gleich Borrosch, Fischhof, Smolka, Goldmark ab. Man riß die weißen Vorhänge im Sitzungssaale des Reichstags von den Fenstern herab, machte daraus in Eile Fahnen und Schärpen für die Deputation, die sich unverweilt auf den Schauplatz der Revolution begab. Ein Herr, civil gekleidet, ersuchte mich daß ich meinen Einfluß dazu anwenden möchte, um die beiden Minister zu retten. Es war vielleicht ein Adjutant des Latour. Auch

einige Deputirte ersuchten mich um dasselbe. Ich antwortete ihnen, daß ich ihrem Ansuchen nicht Folge leisten könnte. „Die beiden Minister, sprach ich, sie gerade haben mich am 13. September, wo ich, um Unheil zu verhüten, mich der friedlichen Deputation anschloß, die um Wiedereinsetzung des Sicherheitsausschusses bat, obgleich ich mich durch die Antwort der Minister bescheiden ließ, die Wiederherstellung der Ruhe zu erwirken, sie haben mich damals dafür als Hochverräther erklärt. Möge ein Anderer das Vermittler-Amt übernehmen, ich kann es nicht; ohnehin ja, falls bei der empörten Stimmung des Volkes, von dem am 23. August und an diesen Tagen so viele gefallen, eine Beruhigung noch möglich wäre, einflußreiche Deputirte genug dahin gegangen, um nach Möglichkeit für die Rettung der beiden Minister zu sorgen." — Borrosch namentlich hatte bei dieser Gelegenheit viel gewirkt, er hatte die zunächst stehende Menge beruhigt, ja sie dahin gebracht, daß man ihm schwur, den Ministern nichts anzuthun, namentlich Latour, auf den es abgesehen war, nicht zu insultiren. Er beruhigte das Volk hauptsächlich durch die Mittheilung, Latour habe bereits seine

Abdankung zugesagt, man werde ihn gleich gefangen nehmen und dem Reichstage überliefern, der ihn in Anklagestand versetzen würde. Borrosch wurde von der Menge weggerissen. Man hatte ihn zu Pferd gesetzt und führte ihn im Triumphe durch die Stadt. Die Reaktion, der keine Lüge und Verleumdung zu schlecht ist, sagte, daß Borrosch wegen der Ermordung des Latour einen Triumphzug durch die Stadt gefeiert hätte. Gleich nach dem Abzuge Borrosch's kam eine neue bewaffnete Schaar, die von der Zusage der früheren nichts wußte, sie sprengte die Thore des Hofkriegsgebäudes, suchte den Kriegsminister und tödete ihn in den Armen Fischhofs, der ihn retten wollte.

Borrosch meldete den Hergang der Sache; desgleichen Fischhof und Smolka, welche letztere den Latour retten wollten und deshalb selbst in Todesgefahr schwebten. Man sprengte das Gerücht in der Armee aus, daß der Reichstag sich über den Tod Latours gefreuet habe. Man verbreitete Gerüchte der tollsten Art und sie wurden alle geglaubt von den tollen Janitscharen. Je toller die Gerüchte waren, desto mehr Glauben fanden sie in der Armee.

Der 6. Oktober war einer der peinvollsten Tage meines Lebens. Die Studenten standen im Feuer, viele wurden verwundet, mehre getödtet. Garden kämpften gegen Garden. Meine Freunde ließen mich kaum vor die Pforte des Reichstags, weil auf allen Seiten Gefahr drohte, und ich, wenn mich die schwarzgelben Garden erblickt hätten, unwiederbringlich verloren gewesen wäre. Wäre das Volk unterlegen an diesem Tage, dann wäre es uns, die das Volk liebte, schlecht ergangen.

Man beantragte, einen Ausschuß des Reichstags zu wählen, in der Art wie einst der Sicherheitsausschuß gewesen. Man nannte ihn schlechtweg die Permanenz. Gewählt wurden: Bilinski, Brestel, Füster, Goldmark, Klaudi, Löhner, Mayer, Schuselka, Skoda, Umlauft. In der Folge waren mehrere Mitglieder ausgetreten, man wechselte darin sehr oft, auch deshalb weil die ursprüngliche Anzahl vermehrt wurde. Violand, Prato, Robnicki, Vacano, Ambrosch kamen so in die Permanenz. Bis an das Ende hielten darin aus: Fischhof, Schuselka, Violand, Goldmark, Prato, Vacano, Vidulich, Bilinski, Umlauft und ich. Die ersten zwei Tage war Mayer

Präsident der Permanenz, der große Staatssophist, der sich jedoch bald entfernte unter dem Vorwande, daß er wegen seiner Wiederwahl nach Brünn reisen müsse. Es war sehr gut daß er wegkam. Sein Freund Lasser drängte sich überall herzu und wollte seinen sophistischen Einfluß ausüben. Szabel war auch einige Zeit Mitglied der Permanenz, reis'te jedoch auch bald ab nach Ollmütz, unter der Angabe daß er dort in der Nähe des Hofes für die gute Sache mehr wirken könne als in Wien. Es kamen immer auch sehr viele andere Deputirte, von der Linken vorzüglich, in die Permanenz, um uns durch Rath und That behülflich zu sein. Mein Geschäft war, zu Missionen, namentlich an die Aula, verwendet zu werden.

Spät in der Nacht am 6. ward ich von der Permanenz abgesandt, um das Beschießen des Zeughauses von der Bastei aus einzustellen. Ich begab mich an Ort und Stelle, nicht ohne Gefahr von den Kartätschenkugeln getroffen zu werden. Als ich zu den Kämpfern hin kam, ward ich durch den Anblik der sich mir darbot, sehr überrascht. Die Studenten trugen beinahe alle Brustharnische, die sie in einem Nebendepot

des Zeughauses erbeutet hatten. Ich brachte es mit Mühe dahin, daß sie das Schießen mit Kanonen einstellten. Die Besatzung des Zeughauses, die zu wiederholten Malen aufgefordert worden war, von dem mörderischen Kartätschen-Feuer abzustehen, das sie ununterbrochen unterhielt, hatte erklärt, daß sie es gleich einstellen wolle wenn dasselbe von Seiten des Volkes geschähe. Einige Zeit enthielten sich die auf der Bastei der Beschießung des Zeughauses; da jedoch das Militär dessen ohngeachtet den Kampf fortsetzte, fingen sie es wieder an.

Die Nacht hindurch waren die Mitglieder der Permanenz ohne Ruhe, ohne Schlaf. Kein Augenblick verstrich wo nicht eine Menge Deputationen ankamen, aus dem Studenten-Ausschusse, aus dem Nationalgarde-Commando, aus dem demokratischen Vereine. Spät in der Nacht kam die Deputation des Reichstags, die an den Kaiser abgesandt worden war wegen der Einsetzung eines volksthümlichen Ministeriums, und wegen einer Amnestie (aber nicht für die Mörder Latours). Der Kaiser versprach die schnelle Einsetzung eines volksthümlichen Mini-

steriums und erfüllte sie durch die Wahl des Ministeriums — Schwarzenberg-Stadion!

Die Minister Kraus und Hornbostel waren in Wien gegenwärtig. Dobblhof war entflohen, Wessenberg desgleichen. Die Minister handelten im Einverständnisse mit der Permanenz des Reichstags. Hornbostel handelte ohne alle Tücke, nicht so Kraus, das Chamäleon. Hornbostel ging nach wenigen Tagen weg, dem Kaiser nach. Er bemühte sich, das Unglück von seiner Vaterstadt abzuwenden. Er wollte die Manifeste des Kaisers, die den Prätorianern alle Gewalt überantworteten, nicht gegenzeichnen und trat lieber ab, er handelte als Ehrenmann, desgleichen Dobblhof. Kraus unterzeichnete zwar nicht die Manifeste, dankte aber auch nicht ab. Man kann hieraus ersehen, wie bei solchen Menschen alles möglich ist, wie sie zwei Herren dienen können, natürlich nur dem Scheine nach. Man sprach davon, daß Kraus dem Borrosch und Löhner Ministerstellen angetragen habe. Auch Schuselka trug er auf seine Art ein Portefeuille an. Kraus diente dem Anscheine nach beiden Parteien, dem Wesen nach nur dem Hofe. Wie hätte man ihn sonst im Ministerium behalten! Bei dem hetero-

gensten Ministerwechsel erhielt sich der ewig heitere Kraus immerdar. Ihm ist nichts unmöglich. Das halbliberale Ministerium Pillersdorf, das liberale Ministerium Dobblhof, das absolutistische Ministerium Schwarzenberg, in allen blieb Kraus, überall entwickelte er seine für die Krone liberalen, für das Volk antiliberalen Finanz-Operationen, bereicherte er Oesterreich mit Papiergeld, mit einigen neuen Sechskreuzer-Stückchen und mit großen Schulden, die wahrscheinlich nie werden bezahlt werden können, da der Schuldner Banquerott gemacht hat. — Hornbostel handelte redlich, aufrichtig. In einer amtlichen Zuschrift an den Gouverneur von Steiermark schilderte er ohne Verblümung die Vorgänge des 6. Oktober, desgleichen die veranlassenden Ursachen von Seiten des Ministeriums. Die Ungeschicklichkeit Latours in Bezug auf die Ordre des Abmarsches nach Ungarn, die er gerade den Truppen ertheilt hatte, welche dazu am wenigsten geneigt waren, wurde von Allen getadelt; seine Perfidie gegen den Reichstag, gegen das Volk, gegen Ungarn, von Wenigen entschuldigt. Den Meisten war es leid daß Bach, der viel ärger war als Latour,

ungestraft entrann. Bach ist der Judas der Demokratie; er hat sie verkauft, verrathen an den Hof. Man hat wenige Beispiele von Ministern, welche so perfid, so undankbar gehandelt hätten wie Bach. Wie er sich gerettet, ist nicht bekannt. In der allgemeinen Verwirrung schlich sich das gewandte Männchen aus der Stadt und begab sich zum General Auersperg und von da nach Ollmütz, um dem Hofe zu rathen.

Die Permanenz war in schwierige Stellung gerathen mit dem ebengenannten General. Er forderte, daß man das Zeughaus schonen sollte, daß die Besatzung es nur unter der Bedingung räumen werde, wenn man die Erhaltung des vollkommenen Standes der darin befindlichen Waffen und anderer Vorräthe garantire. Die Nationalgarde sollte das Zeughaus besetzen und es schützen. Auersperg drohete in der Nacht die Stadt anzugreifen, wenn man nicht gleich von der Beschießung des Zeughauses abstände. Der Nationalgarde-Obercommandant Scherzer und die Permanenz sandten Abgeordnete an Auersperg und in das Zeughaus ab. Alle Bemühung war vergeblich, das Volk stand nicht von der Beschießung ab. General Auersperg hatte jedoch

keine Lust die Stadt anzugreifen. Seine Truppen hatten eine schmähliche Niederlage erlitten, nicht vor Barrikaden, sondern im freien, offenen Felde. Die Pioniere, im März die mordsüchtigste Truppe, waren von den Arbeitern mit Knitteln aus der Stadt gejagt worden. Ein Angriff auf die Stadt, wo man die Thore verrammelt, die Basteien mit Kanonen besetzt hatte, wo eine große Anzahl Volks unter Waffen stand, abgesehen von der bewaffneten Menge in den Vorstädten, wodurch das Militär auf allen Seiten eingeschlossen war, war nichts als eine Drohung mit Worten. Der General sah ein, daß er nichts thun könnte als so schnell als möglich eine feste Stellung einzunehmen, was er auch that, indem er sich in den Schwarzenberg'schen Garten und auf das Belvedere zurückzog. Wäre in der Nacht die Verwirrung nicht so groß gewesen, hätte man ein entschlossenes Commando gehabt, so hätte man das Militär, das zwischen der Stadt und den Vorstädten aufgestellt war, angreifen und schlagen können; den Rückzug durch die Vorstädte hätte man ihm schrecklich erschweren können. Allein so wie es in der festen Stellung außer der Vorstadt, im

Schwarzenberg'schen Garten und im Belvedere stand, war kaum ein Erfolg des Angriffs mehr abzusehen. Man hätte ungemein viele Leute eingebüßt bei dem Angriffe auf die Gärten. Tausende wären gefallen, ehe man in die Gartenmauer Bresche geschossen hätte, und wäre man in die Gärten eingedrungen, dann hätte sich das Militär ins Freie zurückgezogen, wo eine unorganisirte Volkszahl, ohne Cavallerie, nichts auszurichten vermag gegen eine organisirte, mit Cavallerie versehene Truppe.

Am 7. Oktober Vormittags zog die Besatzung vom Zeughause ab, Studenten und Nationalgarden besetzten es. Commissäre des Reichstags, zwei sehr kluge, liebenswürdige Männer, Ambrosch und Vacano, wandten alle ihre Beredsamkeit an, um das Volk von der Plünderung des Zeughauses abzuhalten, allein vergebens. Das Volk rief: „Wir haben es erobert, es gehört uns sammt Allem was darin ist“. Man hatte die kostbarsten Waffen gerettet; die Gewehre, neue Musketen, Kammerbüchsen, Cavallerie-Pistolen, Karabiner mit Percussionsschlössern wurden vom Volke weggenommen, nebstdem Säbel und Haubajonette. Man brachte endlich eine gewisse

Ordnung in die Vertheilung der Waffen. — An diesem Tage waren die Verkaufs-Läden alle geschlossen. Menschen wogten in großer Zahl durch die Gassen, namentlich am Graben, wo alle Fensterscheiben bei den drei Kartätschenschüssen in Trümmer gingen, wo die Verwüstung an den Gewölbelatten sehr groß war. Zahllose Bewaffnete, darunter auch Kinder, durchschritten die Straßen. Viele Waffen wurden gleich um Spottpreise verkauft und wanderten dann nach Ungarn.

Das Studenten-Comite hatte für die Verpflegung sehr vieler Menschen zu sorgen, besaß aber zu dieser Zeit gar kein Geld. Und doch sollte es am 6. Abends dem Mörder Latours eine Summe als Blutpreis ausbezahlt haben — eine dumme perfide Lüge, die, ganz abgesehen von sittlicher und politischer Unmöglichkeit, schon in der völligen Armuth des Comites ihren Widerspruch findet.

Das Wiedersehen zwischen uns und den Studenten war herzlich nach so großen überstandenen Gefahren. Viele Studenten waren verwundet, einige getödtet worden am Tabor. Viele Arbeiter waren geblieben und sehr viele verwundet. Im Spi-

tale der barmherzigen Brüder lagen mehr denn dreihundert schwer Verwundete. Sie hatten sich unbewaffnet auf die Kanonen gestürzt in ganzen Massen, und hielten hier das Feuer zweier Infanterie-Bataillone aus. Die jungen Männer hatten sich am Tabor wacker gehalten. Die Knaben, welche Tambours in der Legion waren, kamen mit freudigem Bewußtsein zu mir und erzählten mir wie es am Tabor heiß zugegangen sei; einer zeigte mir seine Trommel, durch die eine Kugel gegangen war. Als die erste General-Decharge kam, stutzten die Studenten, sie kam ihnen ganz unerwartet; auf einen Augenblick traten sie zurück; allein gleich darauf ermannten sie sich und begannen das Feuer, wobei gleich ein General fiel und in Zeit einer halben Stunde die zwei Bataillone des Militärs, trotz ihrer Tapferkeit, geworfen wurden.

Am 7. Nachmittags organisirte man bereits die bewaffneten Schaaren. Der Permanenz-Ausschuß war nicht so ganz einverstanden mit der Errichtung der Mobilgarde; ich sagte, man werde Sorge treffen, daß die Studenten sich in die Mobilgarde als Chargen vertheilen und darin die Ordnung und Disziplin erhalten würden.

Man berichtete der Permanenz, daß man den Schwarzenberg'schen Garten und das Belvedere stürmen wolle. Man erzählte, Stuver, der bekannte Feuerwerker, habe gesagt, er könne solche Granaten in die Gärten, wo das Militär sich befand, schleudern, daß es gezwungen würde, den Ort gleich zu verlassen. Fachmänner wurden zu Rathe gezogen, ob man die genannten Gärten erstürmen könne; sie widerriethen es alle einstimmig; sie sagten, daß man fünf bis sechs Tausend Menschen opfern und erst wenig erzielen würde, da das Militär im Freien den nicht einererzirten Schaaren den heftigsten Widerstand leisten könne und diese von ihm vernichtet würden, wenn sie es auf offenem Felde angriffen. Man schickte mich ab, um den Sturm abzurathen. Ich sprach mit vielen Bataillons, mit dem Studenten-Comité. Man war im Allgemeinen nicht gesonnen, den Sturm zu unternehmen. Einheimische und Fremde sprachen später sehr viel davon und sagten, man hätte Auersperg angreifen, ihn daran verhindern sollen, sich mit Jellachich und Windischgrätz zu vereinigen. Alles gut, wenn es nur möglich gewesen wäre!

Fenneberg soll den gescheidten Antrag im

Studenten-Comité gestellt haben, man solle mit mehreren Tausend Mann das kaiserliche Lustschloß Schönbrunn cerniren und dem Hofe die Flucht abschneiden. Leider hatte man seinen Antrag nicht angenommen. Wer commandirte eigentlich in Wien zu dieser Zeit? Die Permanenz des Reichstags? oder der Gemeinderath? oder das Nationalgarde-Obercommando? oder das Studenten-Comité? oder der demokratische Verein? Alle zusammen, jeder so viel, als man ihn hören wollte, einer lähmte oder erschwerte, verzögerte die Wirksamkeit des andern. In solchen Lagen muß ein Convent, ein Revolutionstribunal herrschen, der unbeschränkten Macht einer Körperschaft, noch besser eines einzigen ausgezeichneten Mannes muß Alles unterworfen sein. Von einem einzigen Augenblicke hängt der ganze Erfolg ab; da helfen lange Berathungen am allerwenigsten; es muß schneller Ueberblick, Energie vorhanden sein und commandiren. Freilich ist es eine andere Frage, ob ein Convent die Freiheit hätte erkämpfen können. Wenn nur Wien einzig und allein den Ausschlag in der Angelegenheit hätte geben können, dann wohl; wenn aber auch die Provinzen mit in Rechnung gezogen werden mußten,

um zu siegen, dann hätte ein Convent ebenso wenig helfen können. Denn die Provinzen, die selbst dem Reichstage, wo doch ihre Vertreter saßen, wenig Sympathien bezeugten, die die Oktober-Revolution als eine unnöthige, ja frevelhafte betrachteten und sie nach dem, was man an Latour geübt, in falscher Weise beurtheilten, die Provinzen wären, man verzeihe mir den harten Ausdruck, bei ihrer gänzlichen Unfähigkeit politisch zu denken, nur desto mehr abgeschreckt worden durch die Bildung einer provisorischen Regierung oder eines Convents, der Oesterreich hätte leiten wollen, dem sich höchst wahrscheinlich selbst Wien nicht, um so weniger die Provinzen gefügt hätten. Man hat ja bei Völkern, welche das österreichische an politischer Bildung weit übertreffen, gesehen, wie man einem Convente oder einer provisorischen Regierung folgt; man denke an Sachsen und an die provisorische Reichsregierung, der man wahrlich wenig Gehorsam und Sympathien bezeugt hat. Die Frucht war noch nicht reif. Die Reaktion konnte die Ereignisse vom 6. Oktober nach Herzenslust ausbeuten. Der stete Refrain ihrer Anklagen war, daß man den Kriegsminister er-

mordet, und dann, daß der Kaiser zum zweitenmal sich gezwungen gesehen habe, von Wien zu entfliehen.

Tausenau kam in die Permanenz und sprach sehr energisch, die Mitglieder der Permanenz fühlten sich beleidigt durch seine Reden. Der demokratische Verein hätte die Probe machen sollen, den Reichstag zu sprengen, einen Convent zu constituiren. Es wäre der Probe werth gewesen; denn so wie die Sachen standen, war Alles, was man that, nur halb. Der Reichstag wollte auf legalem Boden bleiben; als Reichstag konnte er kaum anders handeln. Man hatte Mühe, die beschlußfähige Anzahl der Mitglieder zu erhalten; wenn ein revolutionärer Antrag gestellt worden wäre, hätte die Majorität den Reichstag verlassen, es wäre ein Rumpf übrig geblieben, — wer hätte dem außer Wien gefolgt? Auf diese Art konnte man nichts erzielen. Ob man durch einen Convent mehr erzielt hätte? Das bezweifeln wir nicht. Aber daß man am Ende eben so wenig gesiegt hätte, davon sind wir fest überzeugt. Wäre die ungarische Armee von der Stärke gewesen, daß sie Wien zu Hülfe hätte kommen können, was in der ersten Zeit, da sie

den Jellachich verfolgte, leicht ausführbar war, dann hätten sich die Sachen anders gestaltet; allein wenn Wien auf sich selbst beschränkt blieb, konnte man bei der besten Leitung der Revolutionsangelegenheiten doch nicht siegen. Es war Alles nur halb, weil Alles unreif war. Unreif waren die Provinzen für eine Erhebung, das haben sie sattsam bewiesen und beweisen es noch gegenwärtig, wo sie sich willenlos und feige dem furchtbarsten Drucke hingeben, der den Menschen, der für die Freiheit auch nur das leiseste Gefühl hat, zum Aufstande anstacheln muß, und zwar in einem Augenblick um so mehr anstacheln müßte, wo bei der Abwesenheit aller Truppen in Italien und Ungarn sehr wenig Widerstand zu erwarten war. Unreif war selbst Wien, da die Hälfte der Bevölkerung im Oktober davon lief; unreif war endlich der demokratische Verein selbst, der sich viel zu wenig organisirt hatte für eine solche Revolution. Schlechter als der Ausgang war, trauriger hätten freilich die Folgen der Oktober-Erhebung auch dann nicht sein können, wenn statt des legalen Reichstags ein revolutionärer Convent die Regierung geleitet hätte. Und dennoch, trotzdem nichts reif war, trotz der großen

Uebermacht des Feindes mußte doch Alles so kommen, die Revolution war unvermeidlich, Regierung und die schwarzgelbe Partei trieb den offenen Hohn und die Gegenrevolution zu weit, es mußte zum Bruche kommen, folgte daraus was da wollte.

Was die Hülfe der Ungarn betrifft, so hätte sie schon gleich im Anfange wider Jellachich und Auersperg kaum ausgereicht, im Falle sie hätte abgesandt werden können. Das Letztere war sehr schwierig. Erstens war im Heere, das im Ganzen an zwanzigtausend Mann betrug, eine Spaltung. Die Offiziere des regulären Militärs weigerten sich, österreichischen Boden zu betreten, man mußte deshalb eine Purifikation vornehmen; zweitens sagt man, daß die Ungarn keinen Grund geben wollten zu einer fremden Intervention, was dadurch geschehen wäre, wenn sie die Gränzen ihres Vaterlandes übertreten und dort den Feind angegriffen hätten. Das scheint uns weniger stichhaltig; haben sie ja doch am 30. Oktober österreichisches Gebiet betreten. Unserer Ansicht nach durften die Ungarn nicht wagen, bei ihren damals noch geringen Kräften Alles auf

das Spiel zu setzen. Ihr Agent Pulsky kam in die Permanenz, es waren nebst Schuselka nur Wenige gegenwärtig, er sagte ausdrücklich, daß sie außer Stande seien, zu helfen, und er rieth, was Alle beleidigte, daß man sich an den Reichsverweser um seine Vermittelung wenden möge. Die ganze Sache mit den Ungarn gereichte mehr zum Schaden als zum Nutzen. Es gab zu einer Menge von eiteln Hoffnungen Anlaß, es steigerte die Zuversicht, um sie dann desto mehr abzuspannen. Man war in einer verzweifelten Lage. Der herzlose Hof wollte von Versöhnung nichts hören, die Provinzen wollten nicht helfen, der Reichstag konnte nicht helfen. Die freiheitbegeisterten Kämpfer leisteten, was der Heldenmüthigste leisten kann. Man hatte beinahe keine Aussicht auf Erfolg und man kämpfte doch; desto ehrenwerther der Muth. Der Reichstag hatte keine Aussicht mehr auf Vermittelung und er vermittelte doch; er kam in die Bewegung, wurde in den Strom hineingerissen, er konnte nicht mehr an das Ufer gelangen, der Strom trieb ihn fort. Es war, als wenn das eiserne Schicksal leibhaftig vor uns stand. Wer

in dieser peinvollen Lage einen ganzen Monat hindurch gelebt, weiß was es heißt, auf moralische Folter gespannt zu sein.

Die Anstrengung, die wir aushalten mußten, war unbeschreiblich. Jedermann, von dem einfachsten Kämpfer bis zu denen, welche Alles leiteten, mußte Außerordentliches leisten. So mancher Lichtpunkt erschien am düstern Himmel, der einzelne erquickende Momente hervorbrachte, allein bald erloschen auch die matten Lichtpunkte. Die ersten Tage waren schön; wir waren augenblicklich großen Gefahren entgangen, das Volk hatte gesiegt, man war voll freudiger Hoffnung. Jellachich kam, das trübte die Hoffnungen; allein ihm waren die Magyaren gefolgt, man erwartete, daß sie ihn angreifen würden. Windischgrätz war im Anzuge begriffen, das trübte die Hoffnungen noch mehr, allein man erwartete den Landsturm; es waren ja mehrere in die Permanenz gekommen und versprachen, ohne daß man sie hiezu aufgefordert hatte, daß der Landsturm bei ihnen organisirt werde. Er kam nicht. Endlich hieß es, aus Steiermark komme Hülfe: sie kam, es kamen sehr wackere Kämpfer, heldenmüthige, aber nur dreihundert; es kamen aus

Brünn gleich in den ersten Tagen vierhundert, aber für eine Woche nur, nach deren Verlauf blieben nur Wenige bei uns zurück.

Einst versprachen in der Aula Deputationen aus allen Gegenden der Monarchie, daß sie ihr zu Hülfe kommen würden mit Gut und Blut. Nicht einmal Worte hatten sie mehr für die Aula im Oktober, außer sie zu schmähen. Als die ersten Abgeordneten der nächsten Umgebungen von Wien in die Permanenz kamen und fragten, was sie denn thun sollten, weil Jellachich seine Soldaten in alle Dörfer sende, um die Nationalgarden zu entwaffnen, lernte ich die heldenmüthigen Männer so ganz kennen. Und da sollte man den Landsturm erwarten von der Ferne, da selbst in der Nähe des Heeres der Revolution solche Gesinnungen herrschten! Daß einzelne Gemeinden bereitwillig waren zu kommen, wollen wir nicht in Abrede stellen, aber wie wenige waren es! Der Reichstag hätte die Ungarn rufen und den Landsturm aufbieten sollen, sagt man in und außer Oesterreich und gibt ihm die Schuld, daß uns beide nicht zu Hülfe kamen. Wenn der Freund vor unsern eignen Augen von Räubern gewürgt wird, warten wir mit der Hülfe so lange

bis er darum bittet? Wer helfen will, eilt herbei er wartet nicht erst auf den Ruf. Die Permanenz und wir alle hatten die angenehme Arbeit, den Stein des Sysiphus zu wälzen; die Menschen außer Wien sahen dem Schauspiel zu, bedauerten, wenn sie menschliches Gefühl und gesunde Urtheilskraft hatten, die Männer und Jünglinge die den Stein wälzten; die es nicht besaßen, freuten sich der Qual der Wiener und harrten in Geduld des Augenblicks, wo dem Schauspiele von Windischgrätz ein Ende gemacht werden würde.

Anfänglich war es in der Permanenz außerordentlich lebhaft. In den ersten zwei Tagen war noch einer der böhmischen Abgeordneten, Klaudi, daselbst, um von Stunde zu Stunde Alles, was daselbst vorging, an seine Landsleute zu berichten, die Wien nnd Oesterreich verrathen hatten. Geschäfte der verschiedensten Art, von den höchsten Staatsangelegenheiten bis auf das Proviant- und Paßwesen hinab, mußte der Reichstag besorgen. Allgemach trat mehr und mehr Ebbe ein; zuletzt blieb nichts übrig, was die Permanenz besuchte, als Deputationen des erbärmlichen Wiener Gemeinderathes. Sie kamen um uns

zu plagen, um uns durch ihre gemeinen Gesinnungen zu quälen. Eines Tages hätte es nicht viel gefehlt und ich hätte die elenden Menschen mit einigen Arbeitern und Studenten ihrer Thätigkeit erledigt: es war nicht länger möglich die Geduld zu erhalten.

Der Präsident Bondi, ein eitler junger Pedant, nebst einem großen Zuge alter Pedante bildete den Gemeinrath. Selbst der als Publicist rühmlichst bekannte Stift schien von seiner Collegen Gemeinheit angesteckt worden zu sein. Das war ein Senat wie ihn die Welt nicht gesehen!

Den größten Glanzpunkt in der Oktoberrevolution bildete unstreitig das Studenten-Comité. Es wäre am besten gewesen, wenn das Studenten-Comité die gesammte Leitung übernommen, wenn es den Gemeinrath und die Permanenz außer Acht gelassen hätte. Es mußte ja ohnehin für Alles sorgen. Was geschah, kam ja alles einzig von ihm. Es war ein erhebender Anblick, die jungen Männer zu sehen Tag und Nacht in größter Thätigkeit, in einer engen Stube mit einem einfachen Tisch und einigen Stühlen, Nachts vor einer Talgkerze, die in einer zerbrochener Flasche steckte, sparsam beleuchtet, denn

selbst an einem Leuchter fehlte es. Und da saßen die Studenten, welche die Permanenz bildeten, um den Tisch herum, Zuhörer und Ordonnanzen umstanden sie, Menschen aus allen (mit Ausnahme der vornehmen) Klassen kamen in verschiedenen Angelegenheiten. Für Alles, für die übergetretenen Soldaten, für Arbeiter, für Wohnung und Verpflegung, für Gewehre und Munition, für die Armen, für die Verwundeten, für Alle sorgte das Comité. Es sandte Abgeordnete in die Provinzen, es sandte sie in die Permanenz des Reichstags und in den Gemeinrath, zum National-Obercommando; es war das Verbindungsglied für Alle! Mit unsterblichem Ruhm haben sie sich bedeckt, diese unermüdlichen Freiheitsjünger!

Die Anzahl der Studenten, die im Oktober in Wien gegenwärtig waren, mochte nicht Tausend betragen, aber diese waren überall. Es war erstaunlich, was für Anstrengungen sie ausgesetzt waren. In der letzteren Zeit des Oktober kam zu den Unannehmlichkeiten noch die schlechte Verpflegung. Mit einer Mehlspeise, mit Käse mußten sie sich begnügen. Wie die armen Menschen bei solchen Mühseligkeiten und Entbehrungen litten, läßt sich nicht beschreiben; überall blasse, tod-

tenhafte Gesichter, bei manchen auch der Ausdruck des Grolls tief in die Züge hineinverwebt. Das stete Wogen der Gefühle, die Schwebe, in der man sich befand, zehrte am innersten Lebensmarke.

In freien Stunden besuchte ich die Universität, das Studenten-Comité; im Umgange mit der wackeren Jugend erholte ich mich für einige Augenblicke. Den meisten unter ihr ging selbst in der furchtbaren Zeit der Muth und der Frohsinn nicht aus: unerschöpflich war der Quell ihrer Heiterkeit. So furchtbar ernst die Zeit war, so kamen sie doch bald immer von ernsten, traurigen Dingen auf heitere zu sprechen. Der Kampf selbst machte ihnen nur Freude; ich sah nie einen muthlos, verzagt. In der Zeit als die Mobilgarde-Bataillone organisirt wurden und das Lager bezogen, besuchte ich letzteres. Da waren sie alle geschmückt und lustig, als gelte es eine Hochzeit. War das eine Herzlichkeit, eine Freude, als wir uns wiedersahen! Seit dem 6. Oktober waren nicht so viele Studenten beisammen gewesen. Alle waren heiter, ohngeachtet der nahen Gefahren, der Kämpfe, die man so eben bestanden hatte. Man konnte von ihnen sagen: Jeder Zoll ein Held! „Schade“, sagte mir ein Offizier bei mei-

ner Verhaftung im November, „Schade daß die Studenten für eine solche Sache kämpften, ihr Muth hätte eine bessere verdient". Es ist eine gewöhnliche Phrase, die man dem Feinde gegenüber gebraucht, dessen Muth rühmenswerth ist. Bei den Soldaten konnte man nicht diese Phrase anwenden, denn sie kämpften für eine schlechte Sache schlecht. Sie hatten großen Respekt vor den Studenten, wenn diese ihnen mit der Waffe in der Hand gegenüber standen, nicht so wenn sie Studenten gefangen nahmen; da insultirten sie sie auf die grausamste Art. Die Studenten krümmten den gefangenen Soldaten kein Haar, im Gegentheil, sie behandelten sie auf das schonendste. Der alte General Rescey, der in die Hände der Studenten gefallen war, fühlte sich so wohl an der Universität, daß er gar kein anderes Quartier beziehen wollte. Zum Danke marterte die rohe Soldateska die gefangenen Studenten in tausenderlei Weise.

Wenn die Kämpfer hinauszogen vor die Linien, wo der Kampf Tag für Tag fortwährte, gingen sie stets guter Dinge vorwärts. Man scherzte mitten im Kampfe, brachte den Kartätschenkugeln, die in allen Abstufungen der Töne

pfiffen und heulten, Katzenmusiken. Vielen war das Pfeifen der Kugeln beinahe zum Bedürfniß geworden. Die Meisten kamen den ganzen Oktober gar nicht aus den Kleidern. Jammerschade daß der Muth, die Beharrlichkeit keinen Erfolg hatte, daß die Tapferkeit nicht allein mit Ruhm, daß sie nicht auch mit dem Siege gekrönt worden ist! Das war ein Cursus, — so viel gelernt, solche Prüfungen abgelegt haben die Studenten wohl noch nie als im Oktober des vergangenen Jahres! Minerva schwang die Lanze. Und rohe Söldlinge entweihen jetzt jene heilige Stätte, wo die edelste, heldenmüthigste Jugend der Welt sich für die Freiheit begeisterte und für sie in den Tod zog! Kann Minerva den Anblick der wilden Horden ertragen?

Man hatte keine Anstalten getroffen, um den Kaiser an der Flucht zu hindern, da man sie doch nach dem, was im Mai geschehen war, sehr leicht hätte voraussehen können. Er zog von Schönbrunn weg, begleitet von einer großen Militärmacht, auf der Reise wurde ein Manifest an die Bauern erlassen, schmeichelhaft, lügnerisch. Der Kaiser bestätigte das was er für die Bauern schon früher gethan, die Auflösung des Unter-

thänigkeits-Verhältnisses, die Aufhebung von Robot und Zehent. Das hatte er früher gethan? Hatte es nicht der Reichstag gethan? — An die Wiener und an die Bevölkerung der Monarchie ließ er ein Manifest zurück, worin er tief verletzt klagt über die Undankbarkeit des Wiener Volks, worin er sagt: „da er Alles erschöpft habe, was ein Herrscher an Güte und Vertrauen seinen Völkern erweisen kann", nämlich mit Worten, aber nicht mit Thaten. Die Flucht des Kaisers im October wirkte in gesteigertem Maße das was sie im Mai gewirkt hatte. Die Reaktionäre flohen aus Wien; die Demokraten wurden über die Perfidie der Habsburger nur noch mehr erbittert. Man hatte alle Liebe zu ihnen verloren wegen des schändlichen Betrugs, den sie gegen ihre Völker ausübten, man konnte für sie nichts anders hegen als glühenden Haß und Verachtung. Sie haben schon damals, noch mehr späterhin, durch ihre Grausamkeit und Rachsucht die Sympathien aller civilisirter Völker verloren.

Der Reichstag sandte viele Deputationen an den Kaiser, die alle dasselbe bewirkten was geschehen wäre, wenn man gar keine an ihn ab-

gesandt hätte. Der Kaiser war mit einer eisernen Mauer umgeben, durch welche nichts dringen konnte als Lüge und Verrath, nicht die Wahrheit. Wessenberg, der schändliche Alte, gegenzeichnete die lügnerischen Manifeste, bot die Hand zu Allem was von der Kamarilla zum Schaden Oesterreichs angeordnet wurde. Czechen waren in Ollmütz, von ihren Collegen, die den Reichstag schmählich verlassen hatten, abgesandt, um die Regierung zu stützen und für sich in der allgemeinen Verwirrung zu fischen. Vorbereitungen zur Unterdrückung der Freiheit waren schon längst getroffen, das Netz der rohen Militärgewalt und der Intrigue war schon vor dem Oktober über Wien ausgespannt worden, man hatte nichts zu thun als es zusammenzuziehen — und die Freiheit, die Demokratie, war gefangen. „Die Kosacken sind schnell und Jellachich ist nicht ferne" hatte Löhner im prophetischen Geiste am 19. September in der Kammer gesagt, am 9. Oktober war Jellachich schon in der Nähe von Wien und wenige Tage darauf kamen schon die ersten Truppen des Windischgrätz an; das Netz war zusammengezogen.

Der Reichstag, das Studenten-Comite, das

Nationalgarde-Obercommando, der Gemeinrath überschütteten Wien mit zahllosen Plakaten. Man regierte mit Plakaten. Zwei Mitglieder der Permanenz waren beinahe ununterbrochen beschäftigt mit deren Abfassung. Man correspondirte mit Auersperg Tag und Nacht. Seine Truppen waren eine Räuber- und Mörderbande geworden. Wehe dem Studenten und Nationalgardisten, der in ihre Hände gerieth! Er ward gemartert und dann aufgehenkt. Als der Deputirte Borrosch mit einigen Collegen in das Lager kam, wurde er insultirt, er hörte Worte, welche im Munde verwilderter Janitscharen, nicht aber im Munde von Soldaten eines gebildeten Volkes möglich sind. Als Auersperg mit seinen wilden Horden das Lager verlassen, fand man furchtbar verstümmelte Leichen. Eine wurde in eine Tragbare gelegt und in die Stadt getragen. Auf dem Universitätsplatze deckte man den Tragkorb auf und Alles schauderte zurück bei dem gräßlichen Anblicke, Hunderte erhoben die Waffen und schwuren feierlich, den Gemordeten, den so schmählich Gemordeten zu rächen. Man trug den Leichnam vor das Reichstags-Gebäude. Bei seinem Anblicke ward

der polnische Deputirte, Fürst Lubomirski, wahnsinnig. Der Ueberredungskraft Schuselka's gelang es, die Leute zu bewegen daß sie den Leichnam in das Todtenhaus wegtrugen. Wie viele Opfer, auf das grausamste gemordet, waren schon zu dieser Zeit geschlachtet worden zu Ehren Latour's!

Auersperg, der human gesinnt ist, jedoch außer Stande war, die Truppen im Zaume zu halten, zog aus dem Belvedere und vereinigte sich mit Jellachich. Wir sind überzeugt, daß er keinen Antheil hatte an den Grausamkeiten, die während seines Commando's vollführt wurden. Seine Offiziere jedoch waren zumeist anders gesinnt als er. Wegen seiner Humanität fiel er beim Hofe in Ungnade. Die schönste Ehre für ihn!

Aus Prag kamen Nachrichten über das Benehmen der czechischen Deputirten, über die Verläumdungen gegen den Reichstag und die Wiener Bevölkerung. Dieselben Männer, die nicht scharfe Worte genug finden konnten, um Windischgrätz in allen öffentlichen Blättern und im Reichstage anzugreifen, sandten eine Deputation an ihn, um ihm ihre Verehrung zu bezeigen und ihn zu

versichern, er könne Prag mit allen seinen Truppen in der vollen Ueberzeugung verlassen, daß sie für die Ordnung und Ruhe sorgen würden. Bei seinem Abzuge brachte man ihm und seinen Truppen „Slava!“, den Ruhmesgruß der Czechen, dar und reizte die Soldaten gegen die Wiener. Wider den Reichstag protestirten sie auf das gröblichste. Sie waren das Wichtigste, die Basis des Reichstags. O wer kann alle Schlechtigkeiten dieser Czechen schildern! Die übrigen Provinzen, mit Ausnahme Steiermarks, waren nicht viel besser für Wien gesinnt, als Czechien. Die Tyroler beriefen eigenmächtig ihren Landtag zusammen und sandten Abgeordnete nach Frankfurt, um sich Reichs-Commissäre für die Regierung Tyrols zu erbitten. In mehreren Orten wurden die baierischen Fahnen aufgesteckt. So handelten die loyalen Tyroler. Es wurden in der nächsten Umgebung von Wien von den schwarzgelben Garden die abenteuerlichsten Entstellungen der Wiener Ereignisse ausgestreut. Wenn selbst in der nächsten Umgebung den Feinden der Revolution voller Glauben geschenkt wurde, wo man sich doch leicht vom Gegentheile der Lügenberichte überzeugen konnte, wie mußten

erst in den entfernteren und entferntesten Theilen der Monarchie die Nachrichten der Reaktion Eingang finden!

Minister Kraus, der privatim selbst gegen den Landsturm und gegen das Einrücken der Ungarn keine Einwendungen gemacht, der ganz auf Seiten des Reichstags, der liberalen Partei zu sein schien, der den Berathungen der Permanenz beiwohnte und mit ihr Hand in Hand ging, reiste nach Ollmütz und kam von dort äußerlich unverändert zurück. Er zog sich allgemach aus der Permanenz zurück, kam höchstselten dahin, er ließ die Maske fallen, lächelte zwar immer noch voll Höflings-Anmuth und Artigkeit, gab Hoffnungen und Trostworte, sandte aber der Armee Gelder. Der Reichstag bewilligte zweimal nach einander jedesmal zweimalhunderttausend Gulden für den Gemeinrath von Wien, für die Volkswehr. Kraus zahlte sie auch aus. Dem Militär und dem ihm gegenüberstehenden Volke, also zweien Herren diente er zu derselben Zeit. Eine ächte Höflingsnatur!

Die Ankunft des Windischgrätz, seine terroristischen Proklamationen waren nicht im Stande

den Muth, die außerordentliche Kampfeslust des Volkes zu lähmen. Der Reichstag dekretirte Jellachich weg, erklärte Windischgrätz als Feind des Vaterlandes; das Alles geschah auf dem Papiere, deshalb zog aber nicht ein einziger Soldat des Einen oder des Andern aus Wiens Umgebung weg. Papierene Regierung gegen Kanonen und Bayonette!

Eine Deputation aus dem ungarischen Lager an der Leitha war in der Permanenz erschienen. Das verursachte viel Gezänk und führte zu keinem Resultate. Die Permanenz wollte die Ungarn nicht offiziell herbeirufen; sie schob es auf den Gemeinrath, da ja dieser bevollmächtigt war „mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln Wien zu vertheidigen"; der Gemeinrath wollte mit Fleiß nichts von den ihm gegebenen Winken verstehen, er wollte eine besondere Vollmacht haben; die Ungarn redeten sich damit aus, daß sie ohne legalen Ruf nicht erscheinen könnten. Einer schob es auf den andern. Der Reichstag hätte die Ungarn sehr gerne zu Hülfe gerufen, so auch den Landsturm, wenn er dabei auf legalem Boden hätte bleiben können — oder eigentlich, wenn er die Ueberzeugung gehabt

hätte daß sie kommen würden. Der Gemeinrath hätte am liebsten schon den Windischgrätz in Wien gesehen und ihm eine Dankadresse für die Rettung des Vaterlandes votirt. Die Ungarn wären gerne gekommen, wenn sie gekonnt hätten. So viel Unruhe, so viel Gezänk und Alles für Illusionen; man wälzte Tag und Nacht den Stein des Sisyphus, man war wahrhaft im Tartarus.

Die einzelnen Ereignisse der Oktober-Revolution sind von Andern ausführlich beschrieben worden. Wir betrachten sie vom Standpunkte den wir einnahmen, der nicht mehr derselbe war wie einst im März und Mai. Die Oktober-Revolution war nothwendig, aber ein Unglück; keine Revolution zwar wäre auch ein Unglück gewesen, vielleicht aber ein geringeres. Wien kämpfte für die Magyaren und diese standen an der Leitha und kamen am 31. Oktober näher, wurden zurückgeschlagen und gaben dem Feinde die Veranlassung, daß er über den Bruch der Capitulation klagte und sich darauf stützend furchtbar wüthete. Wien ward besiegt, es fiel aber ehrenvoll. Es war ein glorreiches Gefecht für die Freiheit, trotzdem daß der Feind siegte. Weder aus der

Nähe noch aus der Ferne kam Hülfe, man sah dem Kampfe zu wie einem Schauspiele; die helfen wollten, konnten nicht, die konnten, wollten nicht helfen. Reichskommissäre kamen, um des Reiches Schwäche zu offenbaren. Mitglieder des Reichstags liefen davon, um sich mit Schmach und Schande zu bedecken; andere blieben, um ein Gleiches zu erringen. Die Studenten und das Volk kämpften und errangen Lorbeeren. Die Andern arbeiteten im Tartarus, litten Qual und errangen nur Schmach und neue Qual. Die Sieger selbst errangen am wenigsten, eine verödete, für viele Jahre ruinirte Stadt, mit einer Bevölkerung, deren bessere Hälfte unversöhnlichen Haß im Herzen gegen die Sieger trägt und ihnen mit reichlichen Zinsen noch vergelten wird, was man ihr angethan; deren andere Hälfte ohngeachtet des Ehrentitels „gutgesinnte Einwohner Wiens“ nicht für die Sieger, sondern einzig und allein für das eigene Interesse gutgesinnt und, wo dieses nicht mit dem der Sieger in Eines zusammenfällt, schlecht für sie gesinnt ist. Niemand als die tapfern Vertheidiger von Wien haben ihre Ehre gerettet.

Wir können nicht in Abrede stellen, daß der

Reichstag so manches Unglück verhindert hat, aber nicht in dem Maße, als man meint. Wer hat eigentlich das Unglück verhütet? Einzig und allein die Ehrlichkeit der Arbeiter und ihrer Freunde, der Nationalgarden und Studenten. Hätte man sich ihnen, wenn sie hätten Unfug treiben wollen, widersetzen können? Diese „Anarchisten“ waren die ehrlichsten Menschen, die je die Erde getragen. Man hatte ihre Brüder gemordet, man hatte sie auf jede mögliche Art erbittert, sie hatten ihre Feinde, deren Eigenthum in den Händen, dennoch thaten sie ihnen nicht das mindeste Uebel an. Sie hatten die Burg ihres Feindes in der Gewalt, sie schützten sie vor dem Angriffe. Diese Männer nannte man Anarchisten; wer nannte sie so? Windischgrätz, seine allerhöchste Herrschaft und deren treue Sklaven. In solchem Munde ist das Wort Anarchist ein Lob, auf das unsere Freiheitskämpfer stolz sein können! Die Arbeiter, die Studenten, namentlich die tapfere Leonidasschaar der Steirer, die Nationalgarden schieden aus dem Kampfe mit dem lohnenden Bewußtsein, daß sie ihre Pflicht gethan und sich Ruhm erworben; der Reichstag und die Permanenz, daß

sie sich vergeblich abgequält und es gleich viel oder höchst wahrscheinlich besser gewesen wäre, wenn sie sich nicht permanent erklärt hätten; die Sieger, die bessern unter ihnen, daß sie ihrem Vaterlande unheilbare Wunden geschlagen, und die schlechtern, daß sie die Monarchie, d. h. die Despotie für den Augenblick und zwar mit dem einzigen Mittel, wie die Despotie sich fristen kann, mit ihren Kanonen, erhalten haben!

Am 28. Nachmittags ging ich an die Universität. Ich begegnete vielen Bewaffneten, die ganz erhitzt vorwärts eilten; sie kamen von der Landstraße und erzählten mir vom Verrathe der Schwarzgelben, die den Croaten den Eingang verschafft, indem sie sich schon früher zurückgezogen hätten, so daß die wenigen Mobilgarden die ganze weite Linie hätten vertheidigen sollen. Als ich in der Universitätshalle so mit einigen sprach, entsteht auf der Straße großer Lärm, ich sehe sehr viele, darunter Bewaffnete, in wilder Flucht laufen. Ich stelle mich ihnen entgegen und halte sie auf. Sie sagten aus, daß aus dem Dominikaner-Kloster auf sie geschossen worden sei, weßhalb sie sich geflüchtet. Ich stellte schnell einen Zug Bewaffneter, darunter Knaben, zusam-

men und marschirte mit ihnen, um das nahe Kloster zu besetzen. Da begegnete ich einer Schaar Bewaffneter, die einen wohlgekleideten Herrn in ihrer Mitte hatten und so sehr erbittert waren, daß sie ihn tödten wollten. Er hatte schon einen Bayonettstich in die Stirn erhalten; das Blut floß ihm über das Gesicht, er flehete mich um Rettung an. Ich entriß ihn der Gefahr; man führte ihn auf meine Anordnung in das Studenten-Comité. Ich besetzte das Kloster und ließ genaue Durchsuchung halten.

Des Abends entstand der furchtbare Brand. Wem da kein Licht aufgegangen ist, bleibt in Ewigkeit blind; wer da nicht in heiligem Zorn über die Räuber- und Mörderbanden und ihre Herrn ergrimmte, besitzt kein menschliches Gefühl! Du wirst ihn noch bis auf den letzten Pfennig bezahlen, Haus Habsburg-Lothringen, den Schaden, den du da angestiftet; an jenem Abende, bei dem gluthrothen Himmel, bei dem furchtbar wogenden Flammenmeere, wurde die Schuld auf deine Güter, auf deinen Thron eingeschrieben!

Am 29. war Wien in seinem ganzen Umkreise beleuchtet, noch grauenhafter als Tags vorher; dazu an beiden Abenden der Kanonendon-

ner, — es war eine unbeschreiblich furchtbar großartige Scene, die die Phantasie noch in der Erinnerung mit Schrecken und Entsetzen erfüllt. Am 30. ward die Kapitulation geschlossen, wenn man eine unbedingte Unterwerfung eine Capitulation nennen kann. Man fing des Vormittags bereits an die Waffen abzuliefern. Nachmittags ertönen plötzlich wieder die Allarmtrommeln und die Sturmglocken. „Die Ungarn kommen". Ich eile an die Universität, konnte es nicht recht glauben, weil es schon so oft geheißen hatte daß die Ungarn kämen und sie immer nicht erschienen. Die Freude war sehr groß. Die armen Menschen glaubten es so gern. Ein altes Mütterchen umarmte mich vor Freuden daß die Ungarn kämen. Auf der Sternwarte sah man nichts von den Ungarn; es hatte sich ein dichter Nebel herabgesenkt. Man erzählte mir daß man vor einer Stunde in der Entfernung das Feuer, den Blitz der Kanonen gesehen habe. Ein Theil der ungarischen Armee war vorgerückt, aber sie war bald zurückgeschlagen worden. Viele meinten, die Ungarn wären nur zum Scheine gekommen um ihre Ehre zu retten, da Wien für sie sich opferte und sie sich zu seiner Rettung gar nicht

rührten. Wir sind überzeugt, daß die Ungarn nur darum nicht kamen, weil sie anfänglich wegen der innern Spaltung ihres Heeres und später, wo die ganze österreichische Heeresmasse ihnen entgegen stand, wegen ihrer geringen Kräfte einem so mächtigen Feinde gegenüber, nicht kommen, nicht helfen konnten.

Man hoffte noch bis spät Abends daß sie kommen würden; man hoffte sogar Tags darauf noch immer, obgleich es kund wurde, daß sie geschlagen worden. Am 31. Nachmittags rückte die österreichische Armee gegen die Stadt an. Den muthigen Vertheidigern war es unmöglich, schandvoll zu fallen. Sie besetzten den Stephansplatz und droheten mit augenblicklichem Tode jedem, der wagen sollte die verhaßte schwarzgelbe Fahne auf den Stephansthurm aufzuhißen, was der Oberste der Prätorianer zur Verhöhnung der Wiener gefordert hatte. Auch konnten sie sich nicht dazu entschließen die Waffen abzulegen und den Feind ungehindert einziehen zu lassen. Sie schossen eine Kanone ab auf die Einziehenden, die gleich das furchtbarste Kanonenfeuer auf die Stadt eröffneten. Ich war in der Permanenz des Reichstags, als der Kanonen-

donner losging. In kurzer Zeit stand ein Theil der Burg in Flammen. Gerade auf dieser Seite ward die Stadt beschossen, gegen die Stallburg zu, wo der Reichstag ist, flogen mehrere Raketen, es schien als hätte man sich absichtlich bemühet sie in Brand zu stecken. Das Feuer in der Burg war durch Granaten entstanden. Ich hörte es von mehreren uniformirten Bürger-Grenadieren des vierten Regiments, die auf dem Josephsplatze, wo der Brand war, die Wache hatten. Sie sahen eine Granate auf das Dach fallen und eilten schnell dahin um das Feuer zu löschen; als sie damit beschäftigt waren, fiel eine zweite, dann eine dritte hinein und sie entflohen schnell der Gefahr. Die Proletarier hätten die Burg angezündet, hieß es; ja wohl, die kaiserlich königlichen Proletarier haben es gethan! Es zeigte sich die Nemesis, da die Soldaten die Burg ihres Herrn anzündeten und ihm zur Strafe mit feurigen Buchstaben die bekannten Worte: „Gezählt, gewogen, getheilt!" auf seine Burg schrieben.

Das Bombardement war furchtbar; als lagerten zwanzig schwere Gewitter über Wien, so donnerte und blitzte es mehrere Stunden hin-

durch. Eine kleine Schaar machte dem Feinde den Eingang streitig. Einem jungen Mann war durch ein Granatstück ein Fuß zerschmettert, er hüpfte auf dem andern Fuße von der Bastei neben dem Palais des Erzherzogs Carl hinab bis zu den Augustinern, wo das Spital war. Die kleine Schaar handelte freilich gegen die Capitulation — doch nein, sie hatte sie ja nicht geschlossen und wer sie geschlossen, handelte wider die Ehre, da eine solche Capitulation eine Schmach war. Die kleine Schaar rettete die Kriegerehre. Wien fiel allein durch den Heldenmuth der — Kanonen! Die Armee wurde ruhmgekrönt genannt, und doch verdienten nur ihre Kanonen dieses Lob! Welcher Ruhm ihr gebührte, hat sie späterhin in Ungarn gezeigt, wo sie von der Nemesis in so kurzer Zeit ereilt wurde. Ihre Trümmer kämpften an der Seite der Russen und werden aus der Hand der letztern die Lorbeeren erhalten.

Wir wurden aus der Permanenz hinausgetrieben durch das Bombardement; das letzte Aktenstück, das wir erledigten, war eine kleine Brand-Raketen-Hülse, die vor der Thüre des Reichstags vom Himmel gefallen war, um den

ganzen Reichstagssaal zu erledigen, zu entledigen von jeder künftigen Last. Wir ließen das Aktenstück auf dem Tische liegen, weil wir dafür keine Registratur hatten. Ich flüchtete zu einem Reichstags-Deputirten mit zwei andern Abgeordneten, zwei polnischen Bauern, die sich fortwährend beim Anblicke der brennenden Liebe ihres Monarchen bekreuzten.

Die Permanenz war erlöst von der Tartarus-Arbeit. Die Erinnerung an viele Mitglieder derselben ist für mich einer der wenigen Glanzpunkte dieser Periode. Anfänglich war sie mir doppelt widerwärtig, weil mehrere Mitglieder der Rechten oder des Centrums in ihr saßen. Später, wo die Rechte des Reichstags sich aus dem Staube gemacht hatte und die wenigen aus dem Centrum, welche Mitglieder der Permanenz waren, beinahe nie dahin kamen, waren es fast nur wackre Gesinnungsfreunde, welche sie bildeten. Eine schwerere Schule hat kaum je ein Ausschuß durchgemacht. Man mußte alles für den ängstlichen Reichstag präpariren, es möglichst sanft einkleiden. Der Präsident der Permanenz, Fischhof, betrug sich wie ein altrömischer Consul. Wir waren mit der frühern Wirksamkeit Fisch-

hofs nicht in allen Punkten einverstanden, namentlich hatten wir in der Periode unmittelbar vor dem Oktober, wo er Ministerialrath war, so manches an ihm auszusetzen, aber im Oktober hat er uns ausgesöhnt. Fischhof ist ein äußerst talentvoller junger Mann, ein politischer Kopf. Der alte Präsident des Sicherheitsausschusses in verbesserter Auflage war im Oktober erstanden und ward Präsident des Reichtags-Ausschusses. Vor ihm präsidirte einige Zeit hindurch Brestel, der große Anlagen zeigte, dereinst ein temporisirender, alles plattschlagender Büreaukrat zu werden. Vorzüglich hielt sich der Berichterstatter der Permanenz, Schuselka. Seine Glanzperiode beginnt von der Zeit an. Seine Berichte waren ausgezeichnet. Man konnte von ihm nicht fordern daß er dem gemäßigten Reichstage gegenüber radikal auftreten und hiedurch im Voraus die Ablehnung der eigenen Anträge und jene der Permanenz bewirken sollte. Die linke Seite der Permanenz bildeten Violand, Bilinski, Umlauft, Goldmark und anfänglich ich. Violand stürmte anfänglich los in der Permanenz, sah aber bald ein daß seine Anträge, die mitunter wohl für einen Convent vortrefflich gewesen

wären, aber es für den Ausschuß des österreichischen Reichstags nicht waren, nicht durchdrangen, und er kam in der spätern Zeit höchst selten dahin; das rege Leben außer derselben zog ihn mehr an. Bilinski war Repräsentant seiner edlen freisinnigen Nation. Umlauft war beinahe immerdar mit stilistischen Arbeiten, Adressen, Proklamationen, worin er Meister ist, beschäftigt. Goldmark war überall sehr thätig, sehr eigensinnig; er knurrte wie ein bissiger Kater bei Tag und Nacht. Noch immer höre ich seine Stoßreden, die uns öfters nicht schlafen ließen, wenn wir ermüdet der Ruhe bedurften. Was mich betrifft, war ich an der Seite der vorher Genannten und setzte so manchen Antrag durch. Späterhin ließ ich die Andern schalten und walten; es erging mir wie einem schwachen Schwimmer, der sich in einem reißenden Strome auf der Oberfläche erhält, aber nicht an das Ufer kommen kann. Das Fatum, das Schicksal waltete, ich ließ mich treiben. Ich sah keinen guten Erfolg der Sache, hatte sie nicht geschaffen, konnte daher nicht so arbeiten, als einst, wo ich kräftig eingegriffen hatte in den Gang der Dinge, wo ich mich an deren Vorbereitung betheiligt hatte.

Mehrere Collegen sagten mir, daß sie mich jetzt erst hätten kennen gelernt, daß sie früher eine falsche Meinung von mir gehegt hätten, daß sie mich jetzt für gemäßigt hielten. Das Lob gereichte höchst wahrscheinlich nicht zu meiner Ehre, gewiß nicht in den Augen der radikalen Partei. Wenn sie Lust hatte, den Stein im Tartarus zu wälzen, darf sie nicht glauben, daß Jedermann daran Lust haben müsse, oder daß man deshalb, weil man diese Lust nicht theilt, aufhört radikal gesinnt zu sein. — Sehr thätig für Acten-Expeditionen waren die Deputirten Vacano und Vidulich, zwei Ehrenmänner. Der Letztere soll unter das Militär gesteckt worden sein. Ein hochgeachteter Rechtsgelehrter, ein Vertreter des Volkes, als gemeiner Soldat, in gemeinem Soldatenrocke! Welch' niederträchtige Barbarei!

Am 1. November begaben wir uns in den Reichstag. Da kam der jetzige Premier-Minister Schwarzenberg, und ließ den Eingang in den Reichstagssaal sperren. Von der innern Seite, durch die Stallburg, konnte man noch dazu gelangen. Man versammelte sich vorläufig im Lesezimmer, beschloß daselbst daß man sich bis zum 15. November vertagen und an diesem Tage

in Wien zusammenkommen wolle. Darauf begab man sich in den Sitzungssaal, wo man wider das Verfahren des Generals Protest einlegte, die Vertagung bis zum 15. aussprach und Schuselka noch einige begeisterte, muthige Worte sprach. Der Reichstag war vom Kaiser schon früher vertagt worden. Man war nun auch des letzten Nothankers der persönlichen Freiheit entrissen.

Drei Tage hindurch lebte ich im Verborgenen bei einem Deputirten. Man hatte schon bereits Gerüchte ausgestreut daß ich erschossen worden sei. Am vierten Tage vernahmen wir, daß man den Deputirten Pässe gebe, wenn sie Wien verlassen wollten. Ich begab mich in das Vorstands-Büreau des Reichstags und dann auf die Polizei, wo ich einen Paß nach Steiermark erhielt. Kaum in meiner Wohnung angekommen, wird die Thüre unter großem Lärm aufgemacht, ein Offizier mit gespanntem Pistol, hinter ihm Soldaten, geht auf mich los, schimpft auf die gemeinste Art, läßt mich nicht reden, sondern drohet mich augenblicklich niederzuschießen, durchsucht alle Kasten und Tische nach verborgenen Waffen, wirft auf dem Schreibtische die Bücher umher, und fängt, als ihm eines mit dem Titel: „die

Wiener Revolution", zur Hand kommt, auf die Revolution, auf den Reichstag, auf die Linke zu schimpfen an, sagt: „ich kenne euch Alle, ihr Lumpen, ich kann euch kennen, denn ich bin der Sohn des Präsidenten von Gagern"! Nachdem sich das Donnerwetter des Janitscharen-Aga's entladen, sagte ich ihm daß ich meine Reisekarte hätte und abfahren dürfte. „Sie werden abfahren, Sie werden schon sehen wohin", polterte er darauf. Ich fragte ihn, von wem er die Ordre habe mich zu verhaften? „Vom Fürsten Windischgrätz selbst" rief er mir zu. Ich forderte ihn endlich auf, sich in Betreff der Reisekarte zu erkundigen, ob sie gültig sei oder nicht. Er ging nun fort und befahl der Mannschaft, daß sie mich, wenn ich die Schwelle der ersten Stube überschritte, augenblicklich niederschießen solle. Er trug die Uniform eines österreichisch-ungarischen Infanterie-Offiziers, mit hellblauen Aufschlägen. Ein Deputirter erzählte mir späterhin, daß derselbe Offizier auch bei ihm gewesen, daß er von ihm sehr brutal behandelt worden und derselbe besonders wüthend gewesen sei, als er einen Band der Geschichte der französischen Revolution von Mignet bei ihm gefunden. Der Deputirte bestä-

tigte, daß er der Sohn Gaggerns war, daß er sich späterhin in der Wohnung des hanoveranischen Consuls ebenfalls sehr roh benommen habe und deßhalb auf seine Charge quittiren mußte. Ich sagte dem Offizier bei seinem Weggehen, daß er für Alles verantwortlich sei, was mir von der Mannschaft zustoßen würde. Diese betrug sich indeß sehr gutartig.

Nach einiger Zeit kam ein Mann von der Sicherheitswache und sagte mir, daß der Herr Oberlieutenant ihn zu mir schicke, der das Mißverständniß bedauere, mir die Reisekarte zurücksende und melden lasse, daß ich, wenn ich wolle, abreisen könne. Um nicht wieder solchen Mißverständnissen ausgesetzt zu sein, ersuchte ich den Corporal, der bei mir Wache hielt, daß er mich über die Linie hinaus bis zum Eisenbahnhof begleiten möchte. Vor meiner Wohnung hatten sich Menschen versammelt. In der ganzen Straße hatte die Besetzung des Hauses Aufsehen erregt, da man wußte, daß ich hier wohnte. An der Linie machte der wachhabende Offizier Umstände mich durchzulassen, er meinte daß ich mir wohl denken könne wie verdächtig mein Name sei. Ich berief mich auf das, was der mich be-

gleitende Corporal gesehen. Er nahm ihn beiseit, sprach mit ihm und ließ mich dann wegfahren; er trug mir noch auf, dem Corporal in dem Bahnhofe von dem Militair-Commandanten die Bescheinigung ausstellen zu lassen, daß er mich bis dahin begleitet habe. Ich erfuhr unterwegs, daß von Mödling aus für Reisende die Eisenbahnfahrt eröffnet sei. Ich kam in der Abenddämmerung daselbst an. Da hörte ich daß man erst des kommenden Tags in der Frühe abfahren könne. Ich begab mich zum Stations-Commandanten, um ihn um die schriftliche Bestätigung für den Corporal zu ersuchen, und zeigte meine Reisekarte vor. Als er meinen Namen las, bemeisterte sich seiner Erstaunen. Er war jedoch ein feiner Mann, sagte mir, daß er bei der bedenklichen Zeit nicht unbedingt trauen, daß der Corporal ja auch nur eine verkleidete Civilperson sein könne, und daß es ihm auffalle, daß man mir die Reisebewilligung ertheilt habe. Er wolle sich darüber erkundigen; ich solle zu meiner Sicherheit einen Soldaten mit mir in das Gasthaus nehmen, indem es in dem Orte viele Schwarzgelbe gebe, die mich vielleicht insultiren könnten. Ich bat ihn meine

Reisekarte mit der mehrerer meiner Collegen, die gerade auch von Wien kamen, zu vergleichen, allein es half nicht, er behielt meine Reisekarte zurück, gab zu meiner größern Sicherheit vor den Schwarzgelben in Mödling noch einen zweiten Mann mit, die beide in meiner Gegenwart die Batterien ihrer Gewehre visitirten ob sie in gutem Stande wären, um mich nöthigenfalls gegen die Schwarzgelben zu schützen. Im Bahnhofe war gerade ein Wagenzug angekommen, es machte Aufsehen als man mich mitten unter Soldaten erblickte; sie waren vom Regimente Latour. Ich ging unter Begleitung zweier Corporäle in das nächste Gasthaus. Die beiden Soldaten benahmen sich sehr artig. Mehrere meiner Collegen, Deputirte aus dem Küstenlande und Dalmatien, kamen in das Gasthaus, besuchten mich anfänglich auf meinem Zimmer und legten ihre Sachen daselbst ab. In kurzer Zeit erschien der Hauptmann, besprach sich mit mir sehr freundlich über Verschiedenes, sagte mir beim Weggehen, daß bald die Nachricht eintreffen und sich dann das Bedenken gegen meine Abreise lösen würde. Ich bewirthete meine Wache. Man trug unterdessen alle Betten aus dem Zimmer,

bis auf eines. Verschiedene Menschen kamen an die Glasthüre und begafften mich. Meine Collegen sah ich nicht wieder. Ich wollte mich gerade zur Ruhe legen, da erschien der Hauptmann mit Wachmannschaft; er machte ein ernsteres Gesicht als früher und sagte mir, daß ich mich augenblicklich mit ihm wegbegeben müsse. Er ließ mir nicht so viel Zeit, um die Zeche zu zahlen. Mein Reisesack wurde mir abgenommen. Man führte mich zurück auf den Bahnhof; ich fragte den Hauptmann, was denn mit mir geschehen werde, er wollte mir aber nichts sagen; ich wußte nicht einmal, wo man mich hinführen würde, da man einen Wagen bestellt hatte. Man fragte mich, ob ich Papiere bei mir habe, was ich verneinte. Er wollte eine große Zahl Wachmannschaft mitgeben. Ich lachte darüber, wie mich denn überhaupt die ganze Sache nicht im Geringsten ängstigte, und sagte ihm, daß er ja mit eigenen Augen sich überzeugen könne, daß bei meiner Corpulenz an Flucht gar nicht zu denken sei. Ein Lieutenant und zwei Corporale begleiteten mich. Der Offizier setzte sich zu mir mit gespanntem Pistol in der Hand. Ich wußte gar nicht, wo es hin ging, bis mir end-

lich der Lieutenant entdeckte, daß es nach Wien ginge. Er behandelte mich gut, er vergab der Strenge des Soldaten nichts, war aber doch menschenfreundlich und unterhielt sich auf dem ganzen Wege mit mir von den Zeitereignissen. Als wir in Wien einfuhren, war es spät in der Nacht, ich wußte nicht, wo ich einquartirt werden sollte. Da kamen wir in der Burg an. Wie ganz anders damals, als wir den Kaiser erwarteten und mit dem Bewußtsein des Revolutionssieges auftreten konnten! Ich wurde in die Hauptwache geführt. Da schliefen viele Offiziere halb entkleidet auf dem Boden, andere spielten, sie sprachen zumeist czechisch, einer war vom Generalstabe, grämisch wie ein Mephistopheles, wüthende Blicke auf mich heftend. Ueberhaupt bemerkte ich in den Blicken der Offiziere etwas Verwildertes, Tigerartiges. Da sprach einer der Offiziere: „Ja, diese Menschen, die haben viel zu verantworten.“ „In die unterste Hölle mit ihnen,“ sagte ein zweiter. Ein dritter wandte sich gegen mich und sagte: „Der Herr dort wird in den Himmel fahren!“

Das war eine erquickliche Unterhaltung! Nach einiger Zeit erschien der Lieutenant und führte

mich zum Wagen. Wir fuhren aus der Burg. Nach einiger Zeit fuhren wir am Stabsstockhause an, stiegen aus, fuhren jedoch, nachdem ein Offizier mit meinem Lieutenant einige Worte gewechselt, gleich wieder weiter. Der Lieutenant sagte mir, daß es ein gutes Zeichen sei, daß man mich zurückbringe, der General Cordon wolle mich sprechen. Wir kamen wieder in der Burg an. Ich ward in die Wohnung des Generals geführt, bekam ihn jedoch nicht zu sehen. Nach einiger Zeit ward ich wieder zurückgeführt in das Stabsstockhaus. Man brachte mich in eine enge Zelle. Der Stabsprofoß stellte sich mir vor und sagte daß ich meinen Rock, meine Stiefel und so weiter ausziehen solle. Das war mir der schrecklichste Akt der mir je vorgekommen; ich wurde auf allen Seiten betastet; drei Offiziere waren gegenwärtig. Man frug mich besonders nachdrücklich nach Papieren, ich hatte keine. Ich ersuchte den Adjutanten, dem General zu sagen, daß ich ihn Tags darauf sehnlichst zu sprechen wünschte. Er versprach es mir, aber ich kam nicht zum General. Man nahm mir mein Geld weg. Endlich entfernte man sich. Welches Gefühl für den Gefangenen, wenn die schwere Eisenthür

zugeschlagen wird, wenn man das Vorhängschloß rasseln hört und sich im Käfig eingesperrt sieht! Ich schlief gut. Des Morgens wurde meine Thüre geöffnet und ein Civilbeamter trat ein. Er hatte Tags vorher in der Zelle inquirirt und wußte nicht daß sie neu besetzt war. Ich ersuchte ihn, mich einen Brief an den Reichstags-Präsidenten schreiben zu lassen. Es wurde bewilligt. Der Präsident erhielt jedoch den Brief nicht. Er erfuhr auf anderm Wege meine Verhaftung. Drei Tage saß ich in der Zelle, ohne irgend ein Verhör. Am dritten Tage Abends endlich ward ich zum Verhör berufen. Es war sonderbar. „Sagen Sie was über ihr politisches Leben," sprach der Auditor zu mir, und ich sprach was ich wollte über mein politisches Leben, wobei ich mich jedoch verwahrte, indem ich als Deputirter mich der Pflicht, ihm Rede und Antwort zu geben, für enthoben hielte, daß ich aber von diesem Privilegium keinen Gebrauch machen wollte, weil ich kein Gericht und keine Untersuchung zu fürchten hätte. Ein Hauptmann und ein junger Lieutenant war nebst dem Auditor und dem Aktuar, einem jungen Schwarzgelben, gegenwärtig. Der Hauptmann war ein

derber, aber wie es mir schien treuherziger Mann. Er hielt mir Strafpredigten, jedoch in gutherzigster Manier. Ich wurde beiläufig nach Verlauf einer Stunde entlassen. Der Hauptmann schüttelte öfters während des Verhörs mit dem Kopfe und sagte: „jetzt ist es zu spät".

Ich sprach einen der Verhafteten, der mir erzählte, daß Fröbel und Blum auch in demselben Hause gefangen säßen. Nach dem Verhöre gab man mir Bücher, bedauerte daß ich auf dem schlechten Bette habe schlafen müssen, da man mir, wenn ich mich gemeldet, aus meiner Wohnung alle Bequemlichkeit hätte zukommen lassen; man erlaubte daß mein Bedienter mich besuchen dürfe, um mir das Nothwendige zu bringen. Tags darauf kam mein Bedienter, eine treue Seele wie wenige, Aloys Proschier mit Namen. Als er mich erblickte, brach er in lautes Weinen aus. Ich sagte ihm daß er gleich zum Präsidenten Smolka gehen solle, um ihm meine Verhaftung zu melden. Die fünf Tage im Stabsstockhause waren mir ein ganz neuer Lehrkursus. Ich wußte nicht was mit mir geschehen würde. Ich mußte auf das Schlimmste gefaßt sein. Ich war bei alle dem ruhig. Des Abends blickte ich durch

das Fensterlein zu den Sternen, und schöpfte aus dem Anblicke wunderbare Erquickung.

Am 9. November bald nach Mittag, ward ich wieder in das Auditoriat gerufen, wo man mir eröffnete, daß ich auf Befehl des Fürsten Windischgrätz auf freien Fuß gestellt werden sollte. Der Stabsoffizier, der die Ordre überbracht hatte, schoß glühende Blicke wie ein blutdürstiger Tiger auf mich und machte sich durch einige Bemerkungen Luft, wie z. B. daß ganz Wien vor allen Andern mir an den jüngsten Ereignissen Schuld gäbe. Um mir meine Befreiung zu verbittern, fragte man mich, ob ich Robert Blum gekannt. Ich bejahte es. „Nun der hat es heute schon gebüßt, heute morgen ist er erschossen worden!“ rief man mir höhnisch zu. Ich hatte früh morgens eine außerordentliche Bewegung im Hause bemerkt.

Ich mußte einen Revers unterzeichnen, daß ich Wien ohne Erlaubniß des Stadtkommando's nicht verlassen und mich der standrechtlichen Commission stellen würde. Ich nahm um den Preis der Befreiung keinen Anstand, den Revers zu unterzeichnen.

Der Präsident Smolka hatte sich für die Be-

freiung der verhafteten Deputirten eifrig verwendet. Smreker, der am wenigsten an der Revolution schuld war, und Marcher waren verhaftet worden. Der Minister Kraus, der nach Ollmütz ging, hatte es auch etwa übernommen, sich für unsere Loslassung zu verwenden. Warum ich arretirt wurde, ohngeachtet man mir den Reisepaß gegeben, weiß ich nicht. Auf Befehl des Windischgrätz war es jedenfalls geschehen, denn der Hauptmann in Mödling hatte auf der Eisenbahn gleich nach meiner Verhaftung einen Offizier in das Hauptquartier gesandt, um zu fragen was mit mir geschehen solle. Man sagte daß Bach ausdrücklich begehrt habe, daß man keinen Deputirten verhafte. Man hatte mich, den österreichischen Volksvertreter, an demselben Tage, als man Robert Blum, den Abgeordneten der deutschen National-Versammlung, erschoß, freigelassen. Vielleicht um den Gegensatz recht lebhaft hervorzuheben, um das deutsche Parlament um so heftiger zu beleidigen und dadurch noch greller an den Tag zu legen, daß die österreichische Regierung, die im October durch Hülfe der Slaven gerettet worden war, um Deutschland sich gar nicht kümmere. Vielleicht

hatte man mich auch nur verhaftet, um wegen des Dankvotums an die Armee das Müthchen an mir zu kühlen. Im Grunde genommen, war es vielleicht ein Glück daß ich in Mödling verhaftet worden war. Der Deputirte Smreker erzählte mir, daß ein Husarenoffizier zu Wienerisch Neustadt, wo ich hätte passiren müssen, gesagt habe, er würde mich, wo er mich träfe, niederstoßen, und ebenso hätten sich seine Cameraden geäußert, daß man einen Vorwand sehr leicht finden würde, um die That zu rechtfertigen.

Es hatte sich das Gerücht ausgebreitet, ich sei hingerichtet worden. Viele, namentlich Geistliche, sollen darüber gejubelt haben. O die ächten Priester des menschenfreundlichen Heilandes! Die Tyroler Jesuiten hatten sogar aus Illyrien Erkundigungen über mich, über meine innersten Familienverhältnisse eingezogen und einen Schmähbrief nach Wien geschrieben, worin sie sagten daß ich, während ich in Wien den Philanthropen spiele, meine arme alte Mutter am Hungertuche nagen ließe. Daß ich für drei Kinder meiner verstorbenen Schwester zu sorgen hatte, davon sagten sie nichts. Meine achtzigjährige Mutter, die im Leben des Unglücks so viel er-

fahren, und deren ehrwürdiges Alter schon deshalb Schonung verdiente, quälten die geistlichen Herren auf ausgesuchte Weise. Sie ist sehr strenggläubig religiös. Man sagte ihr, daß ich der Vorläufer des Antichrist, daß ich ein Erzketzer und dergl. sei. Man berührte ihre schmerzlichste Seite. Den geistlichen Unmenschen ist kein Mittel zu schlecht zu ihren verworfenen Planen! Die letzten Lebensmomente einer alten unglücklichen Frau auf die furchtbarste Folter spannen, das ist so rechte Pfaffenart und Pfaffenrache! Fluch diesen Schurken im frommen Schafpelze, diesen Verderbern der reinen Menschenseele! —

Als ich aus dem Gefängnisse kam, fühlte ich mich nach einiger Zeit ungemein angegriffen, ich empfand, daß eine schwere Krankheit im Anzuge sei und wünschte wenigstens für eine Nacht eine Ruhestätte zu finden, da ich in meiner Wohnung den Insulten eines jeden Janitscharen blosgestellt war. Ich sandte meinen Bedienten zu den barmherzigen Brüdern, wo ich Hausfreund war, und ersuchte sie, mir ein Zimmerchen anzuweisen; vergebens, es wurde mir abgeschlagen. Das ist die Barmherzigkeit der christlichen

Pharisäer! Und jenen, welche zu uns Christen in dem Verhältnisse stehen wie die Samariter zu den Juden, die Juden selbst nahmen sich meiner besonders eifrig an, besonders im Auslande.

Wegen des Reverses, den man mir abgedrungen hatte, machte der Reichstags-Präsident gleich die Anzeige an Wessenberg. Man legte ihm und mir Schwierigkeiten gegen unsere Abreise zu dem Reichstage nach Kremsir in den Weg. Das Stadtcommando wollte uns keine Pässe ertheilen. Da kam das Schreiben Wessenbergs an Windischgrätz nebst einer Anzeige an den Präsidenten, daß Wessenberg sich an Letztern gewendet, ihn um die Rückgabe des Reverses ersucht habe, daß er hoffe, der Feldmarschall werde nicht anstehen, sein Ansuchen zu erfüllen. So schrieb der Minister eines s. g. constitutionellen Staates, so verhielt er sich gegen einen General! Der Minister bat den General! Hätte man wenigstens doch die Anstands-Form beobachtet! Aber auch das nicht. Wozu auch? Ist Oesterreich nicht ganz in derselben Lage wie das römische Reich zur Zeit der Prätorianerherrschaft? Rom war damals im tiefsten Verfall und konnte sein krankhaftes Dasein nur noch durch die gefähr-

liche Hülfe der Barbarenvölker mühsam fristen; — steht Oesterreich glänzender da, hat es ein anderes Loos zu hoffen? —

Die Bemühung um die Rettung Messenhauser's zeigte die rohe Prätorianerherrschaft in ihrer bluttriefenden Abscheulichkeit. Man hatte die Zeit der Hinrichtung bestimmt. Es war noch ein ganzer Tag bis dahin. Die in Wien anwesenden Deputirten verfaßten eine Petition an den Kaiser für die Begnadigung des edeln Messenhauser. Prato ward nach Ollmütz mit einem Extratrain gesandt. Wessenberg versprach Alles anzuwenden, um den Unglücklichen zu retten. Ehe noch Prato zur Audienz kam, erhielt er schon die Nachricht, daß Messenhauser hingerichtet worden. Man kürzte absichtlich gegen das selbstausgesprochene Urtheil den Termin ab, um die Gewalt zu zeigen, um die schnödeste Rache zu befriedigen. Wem, außer den herzlosen Feinden des Menschengeschlechtes, blutete nicht das Herz bei dem Gedanken an den edlen Messenhauser? an den wackeren Mann, dessen unermüdete Thätigkeit, dessen Herzensgüte zu bewundern man so oft Gelegenheit hatte, den man gleich beim ersten Blicke als einen der besten

Menschen erkannte, — er ward hingewürgt von den mordlustigen Söldingen! Der brave Sternau ward von ihnen gemordet, er, der nur das gethan, was Tausend Andere thaten. Wir waren in der Permanenz stets von seinen patriotischen Reden, von seiner Uneigennützigkeit innigst ergriffen. Der Pole Jellowizki, — welchen Schein von Recht hatte man, ihn zum Tode zu verurtheilen? Er war auf der Durchreise in Wien, kam aus Algier, wo er eine große Besitzung angekauft hatte, um noch seine europäischen Angelegenheiten zu ordnen. Man ersuchte ihn, das Artilleriefach der Nationalgarde zu organisiren. Als die Proklamation des Windischgrätz erschien, dankte er gleich ab; er reichte seine Entlassung beim Gemeinderathe und beim Minister Kraus ein. Nach dem Einrücken des Windischgrätz scheute er sich nicht, sich öffentlich zu zeigen, weil er nicht daran denken konnte, daß man ihn zur Rechenschaft ziehen würde. Auch er ward hingemordet. Becher und Jellinek wurden von dem Preßgerichte, das Wien zerpreßt hatte, gerichtet. Wegen Preßvergehen sind sie erschossen worden! Diese Wiener Novembertage, wie furchtbar waren sie, wo die Henker

ungescheut ihr Mordhandwerk trieben? Welches Glück, als man die Mörderhöhle hinter sich hatte, in die das schöne Wien plötzlich umgewandelt war, eilte man auch nur einem Orte zu wie Kremsir!

Das Schicksal der einzelnen Studenten, wer kennt es! Der Lieutenant, der mich escortirte, erzählte daß er selbst gesehen habe, wie man im Prater mehrere erschossen. Wie viele mögen von den rohen Horden grausam hingewürgt worden sein! Andere wurden unter das Militär, und zwar unter das Fuhrwesen gesteckt. Viele haben sich geflüchtet und irren jetzt heimathlos in der Fremde umher. Die Legion ist aufgelöst, aber die Legionäre sind geblieben und die Legion wird wieder erstehen, um über ihre Feinde furchtbares Gericht zu halten. Die Janitscharen haben die Aula besetzt und glauben den Geist der Aula gefangen zu halten. Der Geist ist entflohen nach allen Gegenden hin, er ist unsterblich, er lebt in zahllosen Menschenherzen, er kann nie mehr unterdrückt werden. „Es gibt keine Macht der Kanonen und Bajonette; die Idee des Jahrhunderts ist unwiderstehlich“

Das erste Wiedersehen der Freunde in Krem-

sir war rührend, voll wehmüthiger Freude. Selbst viele Deputirte welche nicht zu meiner Parthei gehörten, bezeugten mir ihre aufrichtige Freude, daß ich dem Löwenrachen entronnen war. Sogar viele hatten ihre Ansichten geändert, die Standrechtspolitik hatte mehr Proselyten für die Sache der Freiheit gemacht als der eifrigste Freiheitsapostel hätte bewirken können. Man sah endlich ein, daß es der Regierung um Alles eher zu thun war, als um die Freiheit des Volkes. — In Kremsir, nahe an einander gedrängt, nur auf den Umgang mit Collegen, den Deputirten, beschränkt, lernte man sich wechselseitig näher kennen und schloß so manche Freundschaft, was in dem geräuschvollen zerstreuenden Wien unmöglich gewesen war. Desgleichen lernte man aber auch Andere im schlechten Sinn des Wortes näher kennen. Wie viele schlimme Charaktere mit ihrer Falschheit, mit ihrem Servilismus, mit ihren Feindseligkeiten gegen die Freiheit, mit ihrer Käuflichkeit erkannte man bei der unvermeidlichen Berührung in ihrer abstoßensten, schmählichsten Gestalt!

Ich erfuhr gleich in den ersten Tagen meiner Anwesenheit in Kremsir die Liebe meiner geist-

lichen Brüder. Ich ging zum dortigen Vorsteher des Piaristen-Conventes, um die Erlaubniß zum Messelesen zu erlangen. Er sagte mir, daß der dortige Probst, Landgraf von Fürstenberg, ihm aufgetragen habe, die fremden Geistlichen in Betreff der genannten Angelegenheiten zu ihm zu weisen. Der Probst erklärte mir, daß er vom Ollmützer Erzbischof den ausdrücklichen Befehl erhalten habe, mir die Meß-Licenz zu verweigern. Warum? fragte ich ihn. „Sie können sich es ja denken, war die Antwort. Sie haben wider den Cölibat der Geistlichen gepredigt.“ Ich fragte ihn ob ich denn darüber nicht meine Ansicht aussprechen dürfe? ob die Kirche nicht das Recht habe den Cölibat aufzuheben? „Das Recht hat sie nicht,“ erwiderte mir der hochgelehrte geistliche Herr. Ich bemerkte ihm, daß das Verfahren des Erzbischofs von Ollmütz, der ohne mich gehört zu haben mich verurtheile, selbst über das standrechtliche gehe, daß ich übrigens ganz andere, bessere Dinge zu thun hätte, als mich mit den Erzbischöfen und Bischöfen zu zanken; daß ich keine besondere Sehnsucht nach Messelesen hegte, und es künftighin gerne aufgeben würde. Die Orthodoxen freueten sich über

die Strafe, die man über mich verhängt hatte. Ich machte kein Hehl daraus was mir widerfahren war. Die dortigen Pfaffen bemüheten sich, mich in der ganzen Stadt in Verruf zu bringen. Man streuete Gerüchte über mich aus, daß ich in den Nachtstunden auf der Gasse mich ungebührlich betrage u. s. w. Die alte Art der Verläumdung ward angewendet, die Waffe gebraucht, die jeder böse Mensch stets bei der Hand hat. Ein Lehrer, ein Piarist, trieb seine fanatische Wuth so weit, daß er einem seiner Schüler, aus der 4. deutschen Classe, im Beisein der Mutter rieth, seine Wohnung zu verlassen, weil ich in demselben Hause wohnte. Auch die Presse brachte beinahe alle Tage Artikel wider die Linke, vor allen andern wider mich, Goldmark und Kudlich. Jedes Blatt der Schandpresse hatte einen von uns auserwählt, um uns in niederträchtigster Weise zu beschimpfen und herabzuwürdigen.

Auch Mißtrauens-Adressen wurden gegen uns auf hohen Befehl fabricirt. Im Anfange November sprach der Regierungsrath Buffa, der dem Standrechts-Stadt-Commando zugetheilt war, zum Präsidenten Smolka: „Viele Deputirte wer-

den abtreten müssen, da sie Mißtrauens-Adressen erhalten werden." Borrosch, der wackre Mann, erhielt zuerst eine Mißtrauens-Adresse, worin man ihn, den uneigennützigsten, edelsten Mann, gemeiner, sogar blutgieriger Absichten beschuldigte. Dann erhielten Goldmark und Violand derlei Adressen und endlich auch ich. Man beschuldigte mich darin, daß ich mit der Jugend, statt sie zurückzuhalten, schlechte Wege gewandelt, daß ich in meiner Rede wegen der Rückkehr des Kaisers beleidigende Worte gesprochen, daß ich trotz meines früheren Versprechens, für die Versöhnung und Vereinigung des Militär- und Civilstandes wirken zu wollen, durch die Verweigerung des Dankesvotums für die italienische Armee das Gegentheil versucht hätte. Man wollte den Gegensatz zwischen meinen Versprechungen und meinen Handlungen recht sichtbar machen und druckte der Mißtrauens-Adresse meine Candidaten-Rede vor. Den ersten Vorwurf muß ich als grobe Verläumdung zurückweisen; der zweite, daß ich gegen den Kaiser gesprochen, ist allerdings wahr. Ich besitze leider vor Kaisern und Königen, wenn sie blöde oder schlechte Menschen sind, gar keinen Respekt und wünsche, daß man endlich

die Völker von solchen Völkerhirten befreie. Warum hatte man nicht aber gleich im Juli, als ich jene Rede hielt, deshalb eine Mißtrauens-Adresse an mich erlassen, warum erst fünf Monate später? Was den dritten Vorwurf betrifft, so hatte ich in meiner Candidaten-Rede gerade gesagt, daß der Soldatenstand als solcher endlich aufhören, „daß der Soldat Bürger werden solle.“ Ueberdies hatte ich meine Wahlmänner befragt, ob ich für die Dankadresse an die italienische Armee stimmen sollte, und sie verneinten es geradezu. Die charakterfesten Männer, die den Muth hatten, sich noch im August gegen die italienische Armee auszusprechen, sie, die sich dessen rühmten, daß sie in mir einen Abgeordneten gewählt, welcher auf der äußersten Linken sitze, zitterten einige Monate später vor der Militär-Despotie und schrieben eine Mißtrauens-Adresse an ihren Vertreter, weil er zur Linken gehörte. Man wollte mich aus dem Reichstage entfernen. Herrliche Gemüthlichkeit der Wiener, die sich gegen einen hülflos Verfolgten richtet, um ihn den Henkern zu überliefern! Schöner Dank, den die Linke erhielt dafür, daß sie treu aushielt beim Volke, daß sie für es kämpfte und sich deshalb die

Verfolgung der Volksfeinde zuzog! Diese Mißtrauens-Adressen bilden ein erbauliches Capitel in der Geschichte jener eiteln Göttin, genannt Volksgunst!

Einige Tage nach Empfang der Mißtrauens-Adresse erhielt ich die Suspension vom Lehramte. — „Ich habe mich bewogen gefunden, den Professor der Religionswissenschaft an der Wiener Universität, A. Füster, vom Lehramte zu suspendiren, wovon er in Kenntniß zu setzen und die Supplirung der Lehrkanzel einzuleiten ist. Stadion."

Acht Tage darauf erhielt ich ein lateinisches Dekret vom erzbischöflichen Ordinariate in Wien, worin gesagt war, daß mir die geistlichen Amtsverrichtungen in der Wiener Erzdiözese verboten worden, weil ich durch das Ministerium meines Amtes enthoben sei und ich nur für die Zeit meines Amtes als Professor in Wien die Bewilligung zu geistlichen Amtsverrichtungen erhalten hätte; daß ich wegen meiner Worte und Thaten die geistlichen Funktionen nicht mehr zur Erbauung der Gläubigen verrichten könne. Nach vielen Monaten, auf Bayonette gestützt, hatte der Erzbischof endlich den Muth, mich zu suspen-

diren. Warum that er es nicht im Juli, wo ich scharfe Reden wider das Pfaffenthum geführt hatte — aber keine wider die Kirche, selbst nicht wider die Dogmen? Es war gerade am Neujahrstage, als ich die Bannbulle erhielt. Ein Freund war gegenwärtig. Ich gab ihm die Excommunicationsbulle hin, daß er sie lese und sprach dann: „Gottlob, daß ich endlich nach siebzehn Jahren der Mißheirath los geworden. Ich werde nie einen Schritt thun zur Versöhnung mit dem Clerus; wenn sie selbst ihn nicht machen, bleibe ich ihnen ewig ferne. Einer Kirche, in der solche Willkürherrschaft waltet, die ihre wahren Diener ungehört verdammt, nicht mehr anzugehören, ist keine Schande, ist eine Ehre. Das Netz ist zerrissen, jetzt bin ich frei." — Doch wollte ich mich nicht so ohne allen Widerspruch gewaltsam meines Amtes berauben lassen und nach einiger Zeit begab ich mich daher zu Stadion, um ihn wegen der Suspension zu interpelliren. Confus, wie immer, antwortete er mir, daß er der öffentlichen Meinung eine Satisfaktion geben wollte, die mich verdammt habe, daß ich mich unsittlich betragen und mich fleischlicher Akte, was selbst Laien nicht thäten, in öffentlichen

Plakaten gerühmt, und ich durch mein Schweigen auf die öffentlich gegen mich ausgesprochenen Beschuldigungen die Schuld eingestanden, daß ich an der Universität Orgien gefeiert, daß ich die Arbeiter zu Mord und Brand aufgestachelt — und dergleichen wahnsinnige Verläumdungen mehr brachte der kritische unparteiische Minister des Innern mit ernster Miene vor, und setzte endlich noch hinzu, daß wir, von der Linken, die wir durch Aufhebung des Unterthänigkeits-Verhältnisses Tausende von Familien unglücklich gemacht, es Alle büßen würden. Ich widerlegte ihm die Beschuldigungen Punkt für Punkt. Darüber ward er endlich ungehalten und verabschiedete sich.

Um ihn öffentlich zu widerlegen, sandte ich eine Erklärung an die Redaktion der Wiener Zeitung zur Veröffentlichung ein, worin ich aufforderte, daß man mir die unsittlichen Acte, die ich angeblich in Wien begangen, nennen und beweisen solle. Die Redaktion nahm es nicht an, würdigte mich auch nicht einer Antwort auf mein Schreiben. Die Redaktion der „allgemeinen österreichischen Zeitung" nahm den Artikel an, in dessen Eingange ich die Parteilichkeit der Wiener Zeitung

rügte und an dessen Schlusse ich sagte: „Meine Freunde und Bekannte bitte ich die Erklärung nicht als Zeichen des Kleinmuthes zu betrachten. Meine Ueberzeugung ist in den vielen Stürmen nicht erschüttert worden, sie ist, daß Wahrheit, Recht und Freiheit die höchsten Güter sind, die wir anstreben, um derentwillen wir alles Ungemach geduldig und muthig annehmen sollen". Die Schmähblätter haben mich späterhin noch oft angegriffen, allein meine Aufforderung, daß sie mir nur e i n e n unsittlichen Act meines Wiener Lebens nennen und beweisen möchten, haben sie immer bis auf die heutige Stunde weislich ignorirt.

Die ganze Ministerialpresse war so wie das Ministerium Schwarzenberg-Stadion beschaffen, dumm, brutal und schlecht. Sie hat für die gute Sache geworben wider ihren Willen, sie hat der Freiheit große Dienste geleistet; sie wollte den Reichstag, die Ehre der Linken zu Grunde richten und hat nur ihren eignen Einfluß auf das Volk, den sie bei einiger Klugheit und Ehrlichkeit so leicht hätte ausüben können, gänzlich zu Grunde gerichtet.

Der Reichstag ward von den Bewohnern Mährens von nahe und ferne besucht. Man

wies auf mich. So manches verächtliche Lächeln bemerkte ich an den aufgeklärten Gesichtern Moravia's. Einer spuckte sogar vor mir aus und bildete sich ein Gott weiß wie sehr er mich dadurch kränken würde. Anderntheils erfuhr ich wieder viele Beweise von Achtung, namentlich von der Kremsirer Jugend, die mir sogar einen Fackelzug bringen wollte, was ich jedoch noch zu rechter Zeit rückgängig machte. Die Reichstags-Collegen von der Rechten und aus dem Centrum wichen mir aus, oder schlossen sich wenigstens nicht an mich an. Sie mieden wohl die Schande, mit einem so berüchtigten Manne umzugehen! Die Bauern des Reichstags bezeigten mir trotzdem daß ich ein suspendirter Geistlicher war, sehr viel Freundlichkeit und Achtung. Was die Herrn aus dem Centrum und von der Rechten betrifft, so wußten sie wohl, warum sie mich mieden; ich verachtete sie aus der tiefsten Seele. Beim Anblicke des Servilismus und der Falschheit dieser vielen egoistischen Menschen hätte man am Menschenwerth verzweifeln mögen. Da war keine Liebe zum Volke, nur ihr eigenes Ich, ihr Vortheil und ihre Beförderung war ihr Abgott. Die Ministerialknechte des Centrums hatten die

Partei der falschen Czechen verstärkt und jede Bewegung der Linken gelähmt. Was an den Czechen vor Allem aneckelte, war ihre Affektation der Vaterlandsliebe und demokratischer Gesinnung. Und gerade sie stimmten immer für die aristokratischen Interessen, sie, die aus den niedern Volksklassen stammten, handelten immer volksfeindlich, stets nur den Interessen der Vornehmen unterthan, in deren Dienst sie sich verkauft hatten. Meine eigne Partei hat auch Fehler genug gemacht, aber die Czechen und die Menschen des Centrums trugen die beispielloseste Schlechtigkeit wahrhaft cynisch zur Schau. Leider ist es wahr und es hat unsre Sache zu Grunde gerichtet: nicht an Capazitäten hat es im Reichstage gefehlt, aber an Charakteren, an Männern mit redlichem Willen für die Freiheit, deren Inneres nicht vom Absolutismus vergiftet gewesen wäre.

Ueber die eigene Partei sage ich in Kurzem folgendes: die Linke hatte den besten Willen; was ihr fehlte, waren tüchtige Führer. Löhner warf sich anfänglich als solcher auf. Er ist unstreitig ein genialer Mensch, aber gerade in seiner Genialität geht er über das Ziel hinaus, übersieht er wegen seines Fernblickes das Naheliegende, das

Geringscheinende, woraus doch so oft das Große entsteht. Auch ließ er sich öfters von Leidenschaftlichkeit hinreißen. Was aber das Schlimmste an ihm, er besitzt keine Characterstärke, keinen Muth, er ist wankelmüthig, er schlägt meistens in das entgegengesetzte Extrem um. In der zweiten Hälfte des Reichstags verlor er gänzlich das Zutrauen seiner Partei und verließ sie auch endlich, nachdem er leider zu viel Verwirrung herbeigeführt hatte.

Schuselka trat vor dem Oktober nicht entschieden genug auf, er hat manches zu verantworten durch seine Unentschiedenheit, durch seine Hinneigung zu beiden entgegengesetzten Parteien, wodurch er die des Feindes oft verstärkt und die des Freundes in die größte Unsicherheit brachte. Seine Politik war so zu sagen eine romantische, utopistisch, unpraktisch. Sein Charakter ist edel und schätzenswerth, er schwankt nicht in seinen Ansichten und besitzt einen beispiellosen Muth den Tyrannen gegenüber. Die Linke trauete ihm unbedingt in der letzten Zeit des Reichstags, wo er sich entschieden zeigte; sie hatte an ihm einen vortrefflichen Führer. Es war aber zu spät. Hätte er sich anfänglich an sie angeschlossen, wäre

er gleich entschieden aufgetreten, dann wäre der Erfolg besser gewesen, als in der letzten Zeit, wo durch die Uebermacht der Regierung die Linke bereits erdrückt war.

Borrosch ist ein edler, scharfsinniger Mann, aber auch kein Führer. In der ersten Zeit seiner Reichstagswirksamkeit konnte man aus seinen Reden nur mit Mühe herausfinden, welcher Partei er eigentlich angehörte. Er taugt nicht zum Führer, er verkennt die Wichtigkeit der Parteistellung und ihrer Interessen, indem er den humanistischen alle und jede Sonderinteressen opfert. Auch fehlt ihm die staatsmännische Bildung. Er war durch die Oktober-Ereignisse ganz gebrochen. Seine unbezähmbare Redesucht schadete ihm auch in sofern, als er dadurch sich abnutzte, er wurde so zu sagen alltäglich, so daß man ihm beinahe keine Aufmerksamkeit mehr schenkte. Seine Sucht Anträge zu stellen stammt aus derselben Quelle und hatte damit das gleiche Schicksal.

Brestel, der Logikus des Reichstags, ward von seiner Partei anfänglich sehr geschätzt, man überließ sich gern seiner Leitung. Wegen seiner intimen Verbindung mit Löhner und wegen seiner manchmal zum Vorscheine kommenden Hin-

neigung zum Ministerium verlor sich das Vertrauen zu ihm und er konnte keinen bedeutenden Einfluß mehr üben, am wenigsten in der letzten Zeit des Reichstags, wo er sich von der Partei der Linken zurückzog und mit seinem Mentor Löhner zu der Rechten, zu den Czechen sich hinneigte.

Goldmark wollte mit aller Gewalt Führer der Linken sein und malträtirte sie mit seinem arroganten, aufdringlichen Benehmen. Er handelte gerade als wäre es in den Sternen geschrieben gewesen, daß er Führer der Linken sein müßte. Er war fast immer zugleich der Linken und der Rechten und dem Centrum lästig. Er hat die Linke oft kompromittirt, aber nie geführt.

Die Polen besaßen ausgezeichnete Männer, als Borkowski, Zemialkowski, die auch zur Linken gehörten. Allein sie hatten nebst den allgemeinen Interessen noch ihre besonderen, die ihnen über alles theuer waren. Es ereignete sich nicht selten daß ihre Interessen denen der deutschen Linken geradezu entgegengesetzt waren, was dann immer eine schädliche Zersplitterung der Kräfte hervorbrachte. Auch gingen sie einigemal über das Praktische hinaus, was ihnen freilich von

dem idealen Standpunkte der Linken aus nicht zum Vorwurfe gereichen kann.

Die Führer der entgegengesetzten Partei waren ohngeachtet ihrer öftern Siege und, abgesehen von ihrem schlechten Charakter, nicht besser als die der Linken. Die beiden Führer des Centrums, Maier und Lasser, waren nichts als zwei büreaukratische Sophisten. Maier, dessen Verstand man einst bewundert hatte, büßte diesen Ruhm in der spätern Zeit beinahe gänzlich ein. Er glänzte durch seinen Verstand, wenn es sich um Advokaten-Gewandtheit handelte, um juridische Kniffe, um Formalitäts-Kritik und ähnliche Sachen. Als Berichterstatter über die Geschäftsordnung war Maier ganz auf seinem Platze, da glänzte er durch seine künstlichen Advokatenschlüsse, durch seine Spitzfindigkeiten. Wenn dagegen eine Frage verhandelt wurde, wobei es sich nicht um Form sondern um eine großartige Idee handelte, war Maier einem Löhner oder Rieger gegenüber nur ein Zwerg. Er unterschied sich jedoch von seinem Freunde Lasser durch den bessern Charakter, durch redliche Gesinnungen, was an letzterem vermißt wurde. Lasser ist der vollkommene büreaukratische Sophist.

Er machte eine Menge der spitzfindigsten Deduktionen, die man von dem Standpunkte der abgefeimten Advokatenlogik bewundern konnte, die aber bei großen politischen Fragen, wo Verstand und Charakter des Redners sich in gleicher Höhe bewegen müssen, in ihrer ganzen armseligen Blöße zeigten; dann ließ er kalt und erfüllte den Zuhörer mit einem gewissen Widerstreben, denn man merkte aus allen seinen Worten die überzeugungslose Absicht heraus. Lasser ist Fiskal-Adjunkt, von Amtswegen Advokat des Fiskus, des Staates d. i. des Ministeriums. Seiner Pflicht eingedenk, vertheidigte er ohne Unterlaß und bei jeder Gelegenheit das Ministerium. In der Kammer übernahm er die verzweifeltsten Ministerialprozesse, so z. B. indem er den ersten Paragraphen der Grundrechte: „Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus" gestrichen haben wollte. Der Ministerial-Advokat bewies in einer langen Rede voll scharfsinniger Folgerungen, daß die Staatsgewalt vom Volke ausgehe und daß sie nicht vom Volke ausgehe. Er bewegte sich in einem solchen Meere von Spitzfindigkeiten und Sophismen, daß er endlich sich selbst nicht mehr glaubte und sich gleichsam

gegen sich selbst verwahrte, indem er ausrief: „Meine Herren, es ist kein Sophismus was ich jetzt ausgesprochen habe.“ O unheilige Einfalt und Sophistik! Lasser erntete auch bereits die süßen Früchte seiner Advokaten-Bemühungen; im neuen Justizfache hat er eine hohe Stellung erhalten als Prokurator einer ganzen Justizprovinz. Ob der Justiz zu gratuliren sei bei dieser Acquisition, dürfen wir füglich bezweifeln.

Die Führer der Czechen, der Patriarch Pallatzki, der Bauernschinder Brauner, der ungerechte Reichstagspräsident Strohbach, führten ihre Partei auf höhere Stufen des Staatsdienstes, der Beförderung. Pallatzki war ein Mineur. Im öffentlichen Reichstage sprach und that er sehr wenig, desto mehr aber zum Schaden des Reichstags außer demselben. Er leitete die Verhandlungen der Czechen unter einander und mit dem Ministerium. In letzterer Beziehung hatte er noch zwei Unter- oder Zwischenhändler, Brauner und Strohbach. Einen eifrigern Knecht als den Bauernschinder Brauner hatte das Ministerium nicht. Wenn es sich darum handelte in einen Paragraphen der Constitution die Polizei hineinzuschwärzen, übernahm Lasser das honette Geschäft.

Wenn niemand den Muth hatte einen unverschämten Antrag zu stellen, übernahm ihn Lasser. Er arbeitet jetzt zu Nutzen und Frommen seines Vaterlandes die Landtags-Ordnung aus, welche gewiß geeignet sein wird, Alles in der bekannten „Ordnung" zu halten. — Strohbach diente dem Ministerium durch schlaue Leitung der Debatten. Wenn jemand mit einem dringenden freisinnigen Antrage vortrat, hielt er ihm den Schild mit dem Medusenhaupte, Geschäfsordnung genannt, entgegen und machte ihn erstarren und schweigen. Wenn man, um Blutvergießen zu verhindern, auf schnelle Zusammenberufung des Reichstags drang, hielt er den Schild vor und der Sprecher, der Antragsteller verstummte. Als die Ungarn in den Reichstag kommen wollten und ihre Freunde es dringend forderten, hielt er ihnen den Schild der Geschäftsordnung vor und sie mußten zurückweichen. Diese drei Führer haben ihre Partei vortrefflich geführt zur Freude des Ministeriums und zu ihrer eignen Freude. Pallatzki bedarf keiner höheren Anstellung als er bereits inne hat, die des Patriarchenthums, des damit verbundenen Einflusses auf Czechien, auf das Ministerium und den Hof. Die beiden andern bedurften besserer Stel-

len und sie erhielten sie ganz nach ihrem Herzenswunsche.

Die Führer des in Kremsir entstandenen linken Centrums, Pillersdorf, Wiser, Szabel, wollten das Gute, nur handelten sie nicht mit Entschiedenheit. Vor dem November gehörten sie dem rechten Centrum an, die Rachepolitik des Ministeriums bekehrte sie, belehrte sie eines Bessern, sie verließen das rechte Centrum und bildeten ein eigenes. An die geschmähete Linke wollten sie sich nicht anschließen, das verbot ihnen ihr „praktischer" Sinn, ihre vorsichtige Politik. Mit dem rechten Centrum wollten sie nicht gehen, dies verbot ihnen ihr Herz und vielleicht manchem von ihnen auch die Politik, die ihnen sagte daß das Centrum keine Zukunft haben könne, daß seine Herrlichkeit mit der des Ministeriums zu Ende gehen müsse. Im Ganzen genommen neigten sich die Männer beinahe immer zur Linken, manchmal doch fanden Rückfälle in die vorige Krankheit statt, da sie sich der alten Erinnerungen doch nicht gänzlich entschlagen konnten. Pillersdorf besaß am meisten staatsmännische Kenntnisse, aber er konnte sich von büreaukratischen Gesinnungen nicht gänzlich

losmachen. „Die jungen Herrn, sagte er einst, haben es leicht sich in die neue Ordnung der Dinge zu finden, aber wir Alten, im Kanzleileben Ergrauten, können uns nur mit großer Mühe dem Neuen fügen.“ — Wiser ging früher mit den Centralisten. In den Octobertagen war er einige Zeit der einzige Sekretär der in Wien geblieben war und arbeitete unermüdet im Vorstandsbüreau. Unübertrefflich war seine Rede in der geheimen Sitzung, die in Betreff der Kaim'schen Angelegenheit stattfand. Mit solcher Feinheit, mit solchem Scharfsinne eine Anklage zu Schanden machen, dazu gehört ein ungewöhnlicher Geist. Szabel ist Autodidakt und ein Mann von überraschendem Scharfsinn. Sein Fehler besteht in einer gewissen Unentschlossenheit, obgleich seine Donnerrede gegen die Hierarchie das Gegentheil zeigte. Er war einer der klügsten und verständigsten Deputirten. Die Führer des linken Centrums waren im Kampfe für die Interessen ihrer Partei unstreitig die tüchtigsten, die vorzüglichsten vor allen andern.

Im Allgemeinen muß man sagen daß der Reichstag in der letzten Zeit seines Bestehens freisinnig war und eine vortreffliche Haltung

annahm, was wohl die Hauptursache seiner Sprengung war. Nach den Erfahrungen die man seit anderthalb Jahren an allen parlamentarischen Verhandlungen gemacht, ist es wohl eine unleugbare Thatsache, daß die Rettung der Völker nicht von Parlamenten zu hoffen ist, daß entweder selten oder beinahe nie eine Kammer der volle Ausdruck der Volksgesinnungen ist, daß die Männer des Volksvertrauens das Vertrauen selten verdienen oder es rechtfertigen. Ich bin auch fest überzeugt daß Oesterreich bei der Verschiedenheit seiner Nationalitäten, bei den heterogenen Elementen, woraus ein Reichstag dort besteht, nie durch einen solchen zu freiem organischen Leben sich empor schwingen wird. Namentlich scheinen die Czechen sich den fatalen Beruf angeeignet zu haben Alles zu verderben, Opposition zu machen, sich mit aller Gewalt an die Spitze zu drängen, die Hegemonie über die übrigen Nationalitäten sich anzumaßen. Oesterreich könnte nur als eine Föderativ-Republik einig, groß und mächtig werden. Das constitutionelle Leben wird in Oesterreich noch viel mehr als in jedem andern Staate eine Lüge sein, da es der Regierung bei den verschiedenen Nationalitäten stets leicht

sein wird sich eine Majorität in der Kammer zu bilden und sie so nach Willkür zu leiten. Sie braucht nichts anderes zu thun als eine oder zwei Provinzen für sich zu gewinnen, was ohne große Anstrengung, ohne große Opfer, ja sogar durch bloße Versprechungen — wie es der letzte Reichstag in Betreff der Czechen sattsam bewiesen hat — geschehen kann; an servilen Menschen, an Ministerialknechten fehlt es ohnehin nie: und sie hat eine große Majorität in der Kammer und setzt alle ihre Plane, und seien sie noch so absolutistisch, noch so verderblich, durch! —

Meine Existenz in Kremsir war höchst unangenehm. Einen Lichtpunkt bildete noch die Wahl in den Schul- und Unterrichts-Ausschuß, womit mich die Deputirten der Provinz Niederösterreich beehrten. Sprechen konnte ich nicht im Reichstage, man bat mich z. B. bei der Religionsfrage, wo ich mich sehr gerne an der Debatte betheiligt hätte, nicht zu sprechen, weil ich durch meine Stellung der Geistlichkeit gegenüber, der guten Sache schaden würde. Das brachte meinen längst gefaßten Entschluß, aus Oesterreich fortzugehen, zur vollen Reife.

Man hatte mir gemeldet daß in Wien von der Untersuchungs-Commission Viele meinetwegen vernommen worden seien, daß der Portier des Stadtconviktes geschworen, ich wäre am 6. Oktober in aller Frühe im Studenten-Comité im Stadtconvikte gewesen und hätte von da aus die Studenten an den Tabor hinausgeführt. Der Hausmeister des Hauses wo ich wohnte, ward ebenfalls vernommen. Man fragte ihn sogar ob er nicht wisse, daß ich in den Mai- und in den Barrikadentagen krank gewesen und an welcher Krankheit ich darniedergelegen, welcher Arzt mich behandelt habe. Ein anderer soll geschworen haben daß ich in einem entfernten Gasthause den Tisch bestiegen und die Arbeiter zu Mord und Brand aufgefordert hätte. Ich hörte, daß ganze Stöße Akten wider mich vorlägen. Viele erzählten mir, daß man ihnen in der Untersuchung schlimme Aussagen gegen mich auf die Zunge gelegt und sie wahrhaft dazu gepreßt habe. Ich wußte ferner daß meine eigne Universitäts-Collegen das Ministerium um meine Absetzung angesucht hatten; ich las in der Wiener Zeitung, was man noch nie einem suspendirten Beamten gethan, einen offiziellen Artikel, wo man „zur Be-

ruhigung der Besorgnisse, welche im Interesse der studirenden Jugend auftauchen sollten," meldete, daß ich vom Lehramte entfernt worden sei. Unter den österreichischen „Gutgesinnten" wollte ich unter den jetzigen Umständen natürlich nicht mehr leben. Der vielen Verleumdungen, die in einem verdummten, bigotten Volke immer, und seien sie noch so abenteuerlich, Glauben finden, ward ich endlich überdrüssig. Ich wußte aus eigener Ueberzeugung, daß sich Tausende an mir ein physisches und moralisches Ungeheuer dachten. Die Aussicht, wenigstens mehrere Jahre im Kerker zu schmachten, war auch nicht lockend. Ich wäre schon früher fortgegangen, glaubte aber bei meiner Partei im Reichstage ausharren zu müssen. Zu Ostern aber wollte ich jedenfalls fort. Man hat aber dafür gesorgt, daß ich diese Frist nicht erst abwartete und der furchtbaren Folter, auf der ich seit Monaten schmachtete, entrückt wurde.

Am 7. März schlug endlich die Erlösungsstunde, die Befreiungsstunde, die hätte sollen meine Einkerkerungsstunde sein!

In der Frühe weckte mich mein Bedienter. Er war todtenblaß und sprach: „der Reichstag

ist aufgelöst't, das Schloß und die ganze Stadt ist mit Militär besetzt. Ziehen Sie sich schnell an und entfliehen Sie.“ — Ich war noch nicht angekleidet, da kam ein mir fast unbekannter Journalist zu mir und forderte mich auf, so schnell als möglich wegzukommen, es sei zwar noch niemand verhaftet worden, aber es dürfte nicht lange ausbleiben. Es kamen noch zwei Collegen, die mir dasselbe riethen. Ich eilte fort durch das Schmidtthor zu Goldmark, wo ich Fischhof antraf, der nichts von Flucht hören wollte. Man bezeichnete mir einen schlesischen Ort, wohin ich mich begeben sollte, weil daselbst ein Bekannter wohne. Ich fragte ob noch jemand mit mir reisen könnte, was man verneinte. Wie war mir zu Gemüthe! Wo sollte ich hinflüchten? Ich kannte nicht das Land, kannte kaum die Wege und Stege. Ich eilte fort, hinaus auf die Ollmützer-Straße, ein Literat der sich sehr menschenfreundlich gegen mich gezeigt hatte, begleitete mich eine Strecke Wegs. Dann ging ich allein fort und erwartete meinen Bedienten, dem ich den Auftrag ertheilt hatte, mir nachzukommen und etwas Wäsche mitzubringen. Es fiel mir ein, zu einem Bauer, dessen

Sohn ich kannte, zu fliehen, um dadurch die Verfolger meiner Spur irre zu führen, da ich in eine Gegend zog, wo man es am wenigsten vermuthete. Nachdem mich mein Bedienter eingeholt, miethete ich einen Bauernwagen und fuhr fünf Stunden lang, bis ich in den mir bezeichneten Ort kam. Der Bauer kannte die Gegend nicht weiter als drei Stunden im Umkreis. Nach Mitternacht fuhr mein Bedienter zurück nach Kremsir, woselbst man ihn, wie ich nachher erfuhr, gleich verhaftete und sogar mit dem Tode bedrohete, wenn er nicht sagte wohin ich mich begeben hätte. Auf diese Weise kam man mir auf die Spur. Ich begab mich nach Mährisch-Neustadt, von da nach Sternberg. Ich fragte überall nach dem Grenzorte, wo der Bekannte wohnen sollte, ich konnte nichts erfahren. So viel hatte ich gehört, daß ich über Sternberg gegen Troppau fahren müßte, um da zunächst an die Grenze zu kommen. Nach Sternberg zu gehen hatte ich wenig Lust. Denn Garden von Sternberg waren im August in der Aula und von jener Zeit her mir wahrscheinlich noch feindlich gesinnt, weil ich ihnen damals keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Ich kehrte daher außerhalb der Stadt ein. Mein Kut-

scher besorgte mir einen Wagen bis Troppau. Unerkannt fuhr ich durch Sternberg, indem ich mir den Hut tief ins Gesicht drückte. Der Weg führte mich über das Gebirge. Die Aussicht ist herrlich, der Blick schweifte frei über Mähren hin nach Ollmütz hinüber, wo der junge Beglücker Oesterreichs mit seiner erhabenen Mutter wohnte und vielleicht grade in angestammter Herrscherhuld mit Windischgrätz und Consorten das Wohl seiner Völker berieth. Wie freute ich mich, der landesväterlichen Milde entronnen zu sein! In Bern, der nächsten Station, wurde eingekehrt. Ein betrunkener Förster schimpfte nach Herzenslust über den Reichstag. Er sagte mir, daß er von der edlen Nation der Kroaten abstamme. Vor mir, weil ich ein katholischer Geistlicher sei, habe er großen Respekt. Hätte der gute Mann gewußt, wer vor ihm stand, der Respekt würde wohl etwas nachgelassen haben. Von da fuhr ich nach Hof. Nirgends konnte ich den Ort, wohin ich mich begeben sollte, erfahren. Der Lohnkutscher wollte in Hof übernachten, ich ersuchte ihn jedoch noch weiter zu fahren, was mein Glück war; denn ich kam spät Abends in Dorfteschen an, wo wir über-

nachten wollten, und hörte da die Wirthin sagen: Gestern ist der Deputirte N. nach Hause gefahren. Ich fragte wo er wohnte und erfuhr es. Ich begab mich glücklich, beruhigt, zu Bette. Ein Straßencommissär schlief in demselben Zimmer. Da war denn, nach der kleinkrämerischen Weise der Landesbewohner, eine seiner ersten Fragen, woher ich komme, wer ich sei. Ich gab mich als Piarist aus, der sich seit Kurzem im Convente zu Prostnitz befinde und gegenwärtig eine Erholungsreise unternehme, um nahe an der Grenze einen Freund zu besuchen.

Am 8. des Morgens fuhr ich über die Hauptstraße nach einer andern Richtung; da ritt ein Postillon mit einer Depesche gegen Troppau. Ob er nicht einen Empfehlungsbrief für mich trug? Ich kam bei dem Bekannten an. Als ich eintrat, bemerkte ich, daß er darüber frappirt war. Ich wußte bisher noch nichts von den Ereignissen, die in Kremsir vorgefallen waren. Auf dem Wege wo ich fuhr, wußte man, wie es mir schien, noch gar nichts über die Auflösung des Reichstags. Mein Bekannter gab mir Auskunft über Alles was seitdem vorgefallen war, daß man Goldmark, Violand, Kud-

lich und mich arretiren wollte und nicht gefunden, daß Prato und Fischhof verhaftet und unter starker Bedeckung nach Wien abgeführt worden, daß er sie in Hullein gesehen, daß man jedoch niemand mit ihnen habe sprechen lassen. Ich erkundigte mich sogleich wo ich wäre, wo die Gränze sei, in welcher Richtung ich auf die Eisenbahn käme. Ich eilte sofort über die Gränze. Als ich auf preußischem Boden stand, erfaßte mich ein glückliches Gefühl, das Gefühl daß ich gerettet sei; es wurde noch gesteigert als ein Mann von der jenseitigen Gränze kam, mit meinem Begleiter sich in ein Gespräch einließ und ihm erzählte, der Reichstag in Kremsir sei gesprengt, mehrere Deputirte verhaftet. Welche denn? fragte ich. „Nun die bekannten, Füster, Goldmark, Fischhof, Violand".

Ich ging auf das nächste preußische Dorf zu mit einem Wonnegefühle ohne Gleichen; ich war ja von der furchtbaren Last, die mich seit Monaten drückte, erlöst. Mit Freude begrüßte ich die schwarzweißen Farben. — Ich traf Bauern auf dem Felde. Ich grüßte sie auf ächt katholische Art, — es wohnen Katholiken dort, — gab vor, daß ich in der Nähe von Ratibor über-

morgen, am Sonntag, statt eines Pfarrers, der erkrankt sei, den Gottesdienst abhalten sollte, daß sie mir einen Wagen verschaffen möchten, um so schnell als möglich dahin zu kommen. Man besorgte mir einen offenen Bauernwagen. Ich war nicht für eine Winterreise gekleidet. Es fing an zu schneien. Ein eisig kalter Wind wehete. Die Wege waren bodenlos. Ich fuhr bis spät in die Nacht. In Katschberg kehrte ich ein. Der Vorwitz, wer ich sei, wohin ich gehe, drückte sich daselbst in milderer Form, als in den Mährischen Städtchen und Dörfern aus. Ueberrascht war ich von dem Deutsch, welches ich hier hörte, das mich an das Deutsch in Illyrien, in den slavischen Antheilen erinnerte. Noch mehr überraschten mich die Dörfer, die denen in Krain sehr ähnlich sind. Gegen Abend kam ich in Ratibor an. Ich wäre gern gleich weiter gefahren, es ging aber erst am folgenden Tage ein Zug nach Breslau ab. Ich stieg, mein weißes Bündel in der Hand haltend, worin einige Wäsche gebunden war, in einem Gasthofe der Stadt ab und schlief ruhig und glücklich ein, wie schon lange nicht. Ich hielt mich für vollkommen sicher, da ich im andern Falle wußte, bei dem ersten

besten Demokraten ein sicheres Obdach zu finden. Ich erwartete nicht, was da kommen sollte.

Am andern Morgen um neun Uhr schickte ich mich gerade zur Abreise an, als an meine Zimmerthür geklopft wird und Männer in Uniform eintreten. Ein schöner Morgengruß!

„Sind Sie der Doctor Füster"? fragte mich der preußische Polizeikommissär, der einen Polizeimann und zwei Herrn zur Begleitung hatte. Ich bejahete es. „Ich habe den Befehl Sie zu verhaften." Man forderte mir meine Papiere ab, nahm mir mein Geld weg und selbst ein kleines Federmesserchen, das ich dem dicken preussischen Polizeicommissär mit dem Bemerken übergab, er werde wohl wissen, wie sehr corpulente Leute zum Selbstmorde geneigt seien. Ein junger Mann in mährischer Nationalgarde-Uniform machte sich besonders viel zu schaffen, spielte den Höflichen. Ich bemerkte ironisch gegen ihn und gegen den preußischen Commissär gewandt, daß es mich freue, in preußische Hände gefallen zu sein, was er als vollen Ernst aufnahm. Der junge Herr, Namens Gabbesam, Offizier der Nationalgarde, der wegen seiner Häscherdienste seitdem in den Staatsdienst befördert worden ist, wies mir den Ver-

haftsbefehl, von der Central-Untersuchungs-Commission ausgestellt, vor, sagte mir, daß er den Befehl hätte mich auf das schonendste zu behandeln; sodann erzählte er mir, daß man meine entflohenen Collegen Goldmark, Kudlich bereits gefangen hätte, daß man mir durch meinen Bedienten und den Studenten, die mich begleitet hatten, auf die Spur gekommen, daß er mich bis Dorfteschen verfolgt, daselbst aber meine Spur verloren, daß ihm bei meiner Verfolgung das weiße Bündel, das ich in der Hand trug, besonders als Signalement gedient hätte. Der Ober-Polizeicommissär Hartmann (oder Hermann?) aus Troppau, ein rechtes Schergengesicht, war auch mitgekommen, um den Fang zu machen und sich Verdienste um die Standrechtspolitik zu erwerben. Auf meine Bemerkung daß es schändlich sei mich wie einen gemeinen Verbrecher zu behandeln, daß ich nichts verschuldet hätte, was die Regierung dazu berechtigte, sagte er: „Weil Sie unschuldig sind, so kommen Sie zurück, 'es kann Ihnen ja nichts Uebels begegnen.“ Er dachte sich daß ich gleich ohne allen Anstand mit ihm fortgehen würde. Ich sagte dem preußischen Commissär, daß ich mich un-

ter den Schutz des Königs von Preußen und des preußischen Volkes begeben hätte mit der Ueberzeugung, daß sie die Humanität achten und mich einem rechtswidrigen Blutgerichte nicht ausliefern würden. Die beiden österreichischen Spürhunde der Standrechtspolitik traten ab. Der preußische Commissär kam nochmals zurück und sagte mir, daß er hoffe, man werde mich nicht ausliefern. Ich ersuchte ihn, mich dem Bürgermeister, der die Verhaftung bewilligt hatte, vorzuführen. Ich ersuchte ihn ferner, daß man meine Worte namentlich zu Protokoll nehmen möchte, in denen ich an Preußens Schutz appellirte. Nach einer halben Stunde kam er zurück und sagte mir, daß ihm der Bürgermeister und der königliche Landrath aufgetragen hätten, mir zu sagen, daß ich ruhig sein könne über mein Schicksal, daß man meine Verhaftung an die Kreisregierung nach Oppeln gemeldet habe und spätestens am kommenden Tage eine günstige Antwort erwarte, daß um zehn Uhr beide Herren zu mir kommen würden.

Kaum war der Commissär fort, trat ein Herr herein, der mich fragte, ob ich wirklich ein österreichischer Deputirter sei; da ich ihm meinen

Namen nannte, ersah er gleich die Gefahr, in der ich schwebte; er war äußerst erzürnt über das Benehmen des Bürgermeisters und sagte mir, daß ich den Hoffnungsworten nicht trauen dürfe. Er versprach mir Hülfe. In kurzer Zeit erschien der Justizkommissarius Dr. Sabbarth, weil ich eines Anwaltes bedurfte, ein gefälliger, humaner Mann, der sich meiner angelegentlichst annahm. Meine Verhaftung war gleich in Ratibor bekannt geworden, man war indignirt über das servile Benehmen des Bürgermeisters. Nur die dortigen Geistlichen äußerten ihre Freude darüber, daß man meiner habhaft geworden. Die Pfaffen sind sich eben überall gleich! Es kamen noch mehrere Männer zu mir, unter ihnen einer, der sich meiner besonders annahm. Ich bekam noch andere Besuche, die mich sehr erfreuten. Zwei Wiener Journalisten, die gerade auf der Eisenbahn angekommen waren und gleich meine Verhaftung erfuhren, eilten zu mir, bald darauf kamen meine guten Freunde, mehrere polnische Deputirten; die ganze Stube war voll von Besuchen. Es erschien dann der Bürgermeister, mit welchem Dr. Sabbarth und ein Wiener Journalist auf das heftigste stritten. Auch der

Landrath fand sich ein, der mit dem Verhalten des Bürgermeisters gar nicht einverstanden zu sein schien. Der Letztere hatte mich auf den bloßen Verhaftsbefehl der Wiener Central-Untersuchungscommission festnehmen lassen. Der Landrath hätte sein Verhalten gleich desavouirt, wenn der Bürgermeister die Sache nicht schon nach Oppeln gemeldet hätte.

Der Landrath ertheilte auf das mündliche und schriftliche Ansuchen meines Anwaltes den Befehl, mir mein Geld und das Uebrige, was man mir abgenommen hatte, gleich zurückzustellen, was geschah. Man versuchte alles Mögliche, um mich auf gesetzlichem Wege zu befreien. Es ging nicht. Man erwartete von der Kreisregierung keine günstige Antwort und mußte an andere Abhülfe denken. Ich war anfänglich nicht dafür, daß ich mich durch Flucht dem Gewahrsam entziehen sollte, weil ich Zutrauen zu der preußischen Regierung hegte und meinte, daß sie mich nicht ausliefern würde; allein dann beschloß ich doch das Sichere zu wählen.

Der Schluß meiner Gefangenschaft in Ratibor war ergötzlich. Ich wollte ungeachtet meines großen Umfanges entfliehen, im schlimmsten Falle

durch das Fenster auf einer Leiter. Des Nachmittags ließ ich einen Arzt zu mir bitten. Ich ward krank. Ich ging aus der Stube und klagte den beiden Polizeimännern, die vor meiner Thür Wache standen, über heftige Kolik. Dann bat ich den einen, mir die Arznei, die der Arzt verordnet hatte, zu holen; der andere war so gefällig, mich auskleiden zu helfen, da ich mich zu Bette legen wollte. Dann ruhete ich bis gegen Abend. Da wanderte, ich weiß nicht wie, mein Paletot aus dem Zimmer, desgleichen meine Leibwäsche. Ich stand auf und ging ebenfalls zur Thüre hinaus, über meine Krankheit klagend, und bat den Polizeimann, mir zu erlauben, mich in den ersten Stock hinab zu begeben zur bequemeren Erleichterung meines Uebels. Er erlaubte es mir. Als ich hinunter kam, wies man mich durch einen Gang in einen Hof und daselbst in einen bereit stehenden Wagen, wo ich meinen Paletot fand und einen Beschützer an meiner Seite. Wir fuhren wie der Blitz durch Ratibor und dann weiter fort, bis plötzlich etwas am Wagen brach. Dem Unfall war jedoch schnell abgeholfen. Dann ging es wieder munter vorwärts. Eine Flasche Wein fand sich auch im

Wagen. Man trank die Gesundheit der Demokratie, machte auf den Bürgermeister von Ratibor gute und schlechte Witze, erging sich in die ergötzlichsten Vermuthungen und Beschreibungen der Verlegenheiten einer wohllöblichen Polizei über das Verschwinden ihres korpulenten Arrestanten. Uebrigens muß ich der preußischen Polizei wenigstens das Lob zollen, daß sie bei Weitem humaner, artiger ist, als die österreichische. Im Uebrigen — Polizei ist Polizei, und das tägliche Gebet: Herr, erlöse uns vom Uebel, könnte füglicher heißen: erlöse uns endlich von der Polizei!

Ich fuhr die ganze Nacht hindurch in einem offenen Wagen, stark von der Kälte leidend. Des Morgens kam ich auf die Eisenbahn. Auf der vorletzten Station vor Breslau erblickte ich einen Collegen aus dem Reichstag, der mit einem Journalisten bei einem Bekannten in Schlesien sich aufhielt. Dort erfuhren sie, daß man mich suche, weil ich auf meiner Flucht öfters nach dem nämlichen Bekannten gefragt hatte. Mein Freund sagte mir, daß man mich vor allen bedauere, da man die feste Ueberzeugung hegte, daß Jedermann eher als ich der Polizei entrinnen

könne. In Breslau im Bahnhofe angekommen, traf ich einen mich dort erwartenden Journalisten, der in Kremsir und Ratibor meine innigste Dankbarkeit sich erworben hatte. Er führte mich zu einem Schriftsteller, bei dem ich Goldmark traf, der bereits Tags vorher, als ich in Ratibor ankam, von da aus schon nach Breslau abgereist war. Die Nachricht von seiner Verhaftung war also falsch gewesen.

Ich blieb in Breslau nur drei Stunden. Mein Begleiter der mich schützend geführt auf der Flucht, meinte, ich könne ganz unbesorgt auf der Eisenbahn nach Dresden fahren, da man zur Zeit der Abfahrt noch nicht die Nachricht von meiner Flucht aus Ratibor in Breslau haben könne. Die übrigen Freunde riethen es jedoch ab. Ich schlug einen ganz entgegengesetzten Weg ein und fuhr am nämlichen Tage bis nach Mitternacht in das schlesische Gebirg, litt außerordentlich im Schneegestöber, war bis auf die Haut durchnäßt, zitterte vor Kälte; meine Phantasie war auf eigenthümliche Art erhitzt, ich wußte oft nicht, ob die mir vorschwebenden verschiedenen Menschengruppen, Schlösser und dergleichen Dinge Wirklichkeit seien oder ob ich

träumte. Es war die zweite Nacht daß ich im Freien mich befand. Bald nach Mitternacht langte ich in einem Orte, hoch im Gebirge, an. Nach zwei Uhr erst konnte ich eine Ruhestätte finden. Um sechs Uhr Morgens zog ich aus dem Gasthofe, suchte einen Mann, an den man mich in Breslau gewiesen; er addressirte mich an zwei Demokraten, die sich meiner sehr eifrig annahmen und mich weiter beförderten. Der Eine gab mir seinen Kutscher mit auf den Weg. Mittags zwölf Uhr fuhren wir ab. Es war sehr kalt. Ich begegnete einem Trupp preußischer Soldaten. Mitten im Schneegestöber, ohne Mäntel, gingen sie wie tanzend vorwärts, ein malerischer Anblick! Den Tag hindurch und die ganze Nacht, die dritte unter freiem Himmel, fuhren wir mit kurzer Unterbrechung. Nahe an der Gränze sah ich einen Gensdarmen uns entgegenreiten. Ich bog mich aus dem Wagen hinaus, sah ihn ganz zutraulich an; ich war als ächter Spießbürger gekleidet und wurde daher von ihm nicht weiter belästigt, außer daß er mich mit Argusaugen durchmusterte. Wie froh war ich endlich, als ich an der sächsischen Gränze den weißgrünen Gränzpfahl erblickte; die Freude am

schwarzweißen war mir in Ratibor vergangen. Die Fahrt von der preußischen Grenze nach Dresden ist sehr interessant und führt durch romantische Gegenden. In Bautzen kamen mehrere Herren in den Wagen; sie sagten, in diesen Tagen würde ein Crawall oder gar eine Revolution in Dresden losgehen. Ich sprach kein Wort, um mich nicht durch meinen Dialekt als Oesterreicher zu verrathen.

In Dresden angekommen suchte ich gleich einen Herrn auf, an den ich von Breslau aus addressirt war. Er nahm mich mit besonderer Freundlichkeit auf. In Dresden konnte ich nicht bleiben. Ich wollte weit weg reisen. An demselben Tage kam einer der Herrn an, die mich in Ratibor besucht hatten. Wir reis'ten Tags darauf zusammen nach Leipzig.

Bald nach meiner Ankunft in Leipzig traf ich Wiener Legionäre. Die Freude des Wiedersehens läßt sich nicht beschreiben. Gleich am Abende waren viele Leipziger Demokraten in den Gasthof gekommen, wo ich wohnte, die mir Alle sehr viel Aufmerksamkeit und Freundlichkeit bezeigten. Die Schönheit der Stadt, die vielen Freunde, die gute Aufnahme bestimmten mich

nicht weiter zu reisen, sondern in Leipzig zu bleiben, da man mir überdies sagte, daß ich dort bleiben könnte, ohne mich bei der Polizei zu melden.

Der Redakteur der „Constitution", Häfner, war vier Tage vor mir in Leipzig angekommen. Er saß seit dem Oktober in der Festung Josephstadt, fünf Monate hindurch ohne Verhör. Man erlaubte ihm nicht einmal, im Hofe sich Bewegung zu machen. Selbst da fand er jedoch unter den rauhen Soldaten theilnehmende Herzen. Als der Befehl zu seiner Freilassung erschien und ihm solche angekündigt wurde, sagte ihm der Commandant zum Abschiede, er könne ihm nichts Besseres rathen, als sich zu erschießen. Von Allem entblößt, war Häfner in Sachsen angekommen.

Das Exil in Leipzig war nicht unangenehm. Bei zwanzig Wiener Flüchtlinge waren daselbst, man war nicht durch die Polizei genirt. Die dortigen Demokraten bemühten sich, uns den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Neuigkeiten aus Oesterreich erhielt man bald. An Zeitungen, Büchern hatten wir, was wir nur lesen wollten. Ich lernte daselbst einen aus-

gezeichneten Oesterreicher, der vor mehreren Jahren das Vaterland verlassen hatte, kennen, den Pfarrer der deutsch-katholischen Gemeinde, F. Rauch. Ich fand an ihm einen Freund, einen der edelsten Männer, die ich je kennen gelernt. Die Familie, bei der ich wohnte, war von der liebenswürdigsten Menschenfreundlichkeit. Die schöne nächste Umgebung von Leipzig, die Lebhaftigkeit der Stadt zur Zeit der Messe (es war gerade Ostermesse während meines Dortseins), die Ruhe, die ich für meine literarischen Arbeiten genoß, Alles trug bei, mir mein Exil zu versüßen.

Was ich vom sächsischen Volke kennen lernte, befriedigte mich sehr. Vor Allem freudig überraschend, wenn man aus unserm bigotten Vaterlande hinauskömmt, ist die religiöse Aufklärung. Ansichten über Religion, die bei uns zur größten Schande, ja zur größten Gefahr gereichen würden, haben in Sachsen, wie in Deutschland überhaupt, das ganze Volk durchdrungen und sind Gemeingut der Nation, Grundlage ihres Denkens und Handelns geworden. In Deutschland ist es ins allgemeine Bewußtsein übergegangen, daß die wahre positive Religion in Humanität und Bildung bestehe. In Oesterreich

darf selbst die Philosophie nicht wagen, die positive Religion wissenschaftlich zu beleuchten, ja die Philosophie in Oesterreich ist selbst eine blinde Sklavin der positiven Religion (man denke an Günther und Pabst!). Dafür hat aber auch Deutschland seine religiöse Revolution siegreich vollendet, bei uns wurde sie im Keime erstickt.

Eine andere überraschende Bemerkung, die sich dem Oesterreicher in Sachsen sogleich aufdrängt, ist die große Mäßigkeit und Genügsamkeit, die Reinlichkeit, der Fleiß des Volkes. Wenn man gerade von den österreichischen Fleischtöpfen kommt, aus dem sybaritischen Wiener Leben nach Sachsen, und die kleinen Speiseportionen, dazu den leichten Kaffee und, was sehr traurig, gar keinen Wein erblickt, dann sehnt man sich nach Oesterreich zurück — für den ersten Augenblick. Allgemach lernt der österreichische Magen sich beschränken, man fühlt sich bei der nüchternen Mahlzeit sehr wohl, ist gesund, hat einen sehr guten Schlaf. Zwei Speisen machen bereits eine große Tafel daselbst. Suppe und Braten mit Zugemüse, und das Essen ist zu Ende; kommt noch eine Mahlzeit dazu, dann ist es brillant. Wie vortrefflich die Einrichtung!

Das ist wahr, daß die Menschen nicht so wohlgenährt aussehen als bei uns — auch ist der Menschenschlag nicht schön — allein deshalb dürften sie sich nicht schlechter fühlen als wir. Mir scheint, daß ich der dickste Mann in ganz Sachsen war, in Leipzig war ich es gewiß. Ich konnte es einst in Oesterreich nicht begreifen, wie die homöopathische Diät aufkommen konnte. In Sachsen, in ihrem Stammlande, begriff ich es.

In Beziehung auf Politik fand ich im Praktischen eine große Freiheit, der Theorie nach aber viele Reaktion. Vor Allem war ich erstaunt, an den Leipziger Studenten in ihrer weit überwiegenden Majorität nicht allein nicht das, sondern sogar das Gegentheil von dem zu finden, was die Wiener Studenten sind. Die Leipziger Studenten gehören zumeist den höhern, reichen Ständen an: es sind vielfach noble junge Herren, die zur Unterhaltung studiren. Sie kümmern sich wenig um die Politik, ja Viele wollen davon gar nichts hören, weil es sie in ihren Unterhaltungen stört. Sie sind von Haus aus Reaktionäre. Die neuen Zeitbewegungen fechten sie nicht im mindesten an. Es gab übrigens auch Freisinnige darunter, mehrere unterschrieben

zur Zeit der Revolution sogar ein Plakat, worin das Benehmen des Stadtverordneten-Collegiums getadelt wurde. Die Bourgeoisie blühet in Leipzig wie kaum irgendwo; jedoch würde man sich irren, wenn man darunter Leute wie unsere Wiener „Gutgesinnten" verstehen wollte. Sie sind schon seit vielen Jahren an freisinnige Institutionen gewöhnt und jeder reaktionäre Schritt der Regierung findet selbst bei der Mehrzahl der sogenannten Reaktionäre Mißbilligung. Die sächsische Regierung wagte es selbst gegenwärtig, trotz ihres Sieges und der preußischen Bajonette, noch nicht, ein Wahlgesetz zu octroyiren. Als im März der König mit seinem Bruder, dem Prinzen Johann, in Leipzig anwesend war, sahen wir beinahe Niemanden den Hut vor ihm ziehen wegen des verhaßten Bruders.

Die demokratische Partei in Leipzig hatte das breiteste, freieste Feld. Da wurde in den großen Versammlungen von der Republik gesprochen wie von einer Sache die sich von selbst versteht, da trug Niemand Bedenken das Kind mit dem wahren Namen zu benennen. Die rothe, die hellrothe Republik wurde gepredigt ohne Furcht und Scheu.

Die Sympathien für Ungarn waren außer-

ordentlich stark. Wenn ein neuer Siegesbericht der Ungarn ankam, wurde er gleich in Plakaten an den Straßenecken angekündigt. Man freute sich über die Niederlage der Oesterreicher. Es ist in Deutschland mit Ausnahme der Russen niemand so verhaßt als die österreichische Regierung, ja es scheint daß man sie seit der Zeit, daß sie sich mit den Russen verbunden hat, noch mehr haßt als die Russen. Das Haus Habsburg-Lothringen hat für ewige Zeiten die Sympathien in Deutschland verloren. Das Haus Hohenzollern nicht minder.

Ganz Sachsen ist — oder war — von demokratischen Vereinen durchflochten. Die rückgängige Bewegung des Hofes, wo durch eine Schwester der österreichischen Sophie dasselbe Verhältniß herrscht wie in Wien, bestärkt noch durch des Königs Bruder, den verhaßten Prinzen Johann, einen Freund der Jesuiten, der seine Söhne ganz jesuitisch erziehen läßt (der König hat keine Kinder), die rückgängige Bewegung war in mancherlei Zeichen sichtbar. Die Zögerung mit der Annahme der Reichsverfassung steigerte die Erbitterung; die Auflösung der Kammern bewirkte den Ausbruch der Revolution.

Wir Flüchtlinge wußten, daß wir nach der

Auflösung der Kammern bereit sein müßten die Bündel zu schnüren und uns reisefertig zu machen. Daß es jedoch gar so schnell kommen würde, erwarteten wir nicht.

In Leipzig selbst war bei der ersten Nachricht von dem Ausbruch der Revolution die Aufregung von der Art, daß wir einen ganz andern Ausgang der Sache erwarteten als er späterhin stattfand. Das Schützenbataillon, das in Leipzig lag, erhielt Befehl nach Dresden zu marschiren. Als dies kund ward, strömte eine große Menge Volks gleich auf die Eisenbahn und riß die Schienen auf. Das Bataillon rückte gegen den Bahnhof an, es konnte aber vor der großen Menschenmenge die sich angesammelt hatte, nicht vorwärts kommen. Man sang das deutsche Volkslied; man hielt Reden. Das Bataillon kehrte um und — ging durch ein anderes Stadthor gegen Dresden. Eine Volksversammlung unter freiem Himmel ward abgehalten. Die jungen Leute zogen in großer Menge vor das Stadthaus und begehrten vom Stadtverordneten-Collegium Waffen. Das Stadtverordneten-Collegium lavirte, Brockhaus zeichnete sich vor allen durch reaktionäre Gesinnungen aus. Die Stadtverordneten befanden sich in Collision. Sollten sie

dem Volke nachgeben, sollten sie am Könige treu halten? Sie entschlossen sich zu Letzterm, gaben sich jedoch den Anschein als wären sie auf der Seite der Revolutionspartei. Sie sandten Commissäre ab nach Frankfurt, stellten Leipzig unter den Schutz der Centralgewalt, sandten aber auch Commissäre ab an den König, um ihn zu bitten daß er die Reichsverfassung anerkenne.

Man drängte sie um Waffen. Sie betheuerten daß sie keine hätten. Einige Tage darauf fanden sich aber doch Waffen für die neu eingetretenen Mitglieder der Communalgarde. Sie bewilligten Freifahrten auf der Eisenbahn für die Zuzüge nach Dresden.

Ein Comité aus den verschiedenen Vereinen Leipzigs hatte sich zusammengesetzt, um die Revolution zu leiten. Es scheint daß es wenig gethan hatte; nach zwei Tagen war in Leipzig keine Spur mehr von dem Comité und von der Revolution. Die freisinnigen Elemente waren nach Dresden gezogen. Am 25. Mai in der Nacht zeigte sich gleich schon der Umschwung der Dinge; man wollte keine Zuzüge nach Dresden lassen. Am 6. rottete sich das Volk an verschiedenen Stellen zusammen und wollte in die Pleißenburg dringen um sich Gewehre zu holen.

Die Communalgarde besetzte das Schloß, wehrte den leichten Sturm auf sanfte Art ab. Die sogenannten „Blusenmänner“, Handlanger und derlei Menschen, im Dienste der Reichen, ein Theil der Communalgarde, leisteten der Reaction vortreffliche Dienste. Die Communalgarde-Cavallerie wurde von Straßenjungen gefoppt; als sie an ihnen vorbeiritt, riefen sie: „Gehet nach Dresden paradiren“! Ein Schuß fiel und traf den Regisseur des Theaters, einen Familienvater von 8 Kindern; er sah der Sache zu. Da schrie man in das Zimmer, wo ich mich grade befand: „Man schießt auf das Volk“! Ich ging mit mehreren Freunden auf den Marktplatz. Am Eingange in die Petersstraße war Anhäufung von Volksmassen. Plötzlich fallen Schüsse, die Volksmenge flieht auseinander. Ich zog über den Marktplatz hinab; Schüsse fielen noch immer. In einem „Keller“ traf ich mehrere erschrockene Menschen. Ein Reaktionär fragte: Ob man denn doch wirklich auf das Volk geschossen? Ja, hieß es. „Bravo, rief er, so mußte es kommen, das mußte geschehen, ganz recht, nur zu!“ Da zeigte sich die Herzlosigkeit in ihrer abscheulichen Gestalt. Eine solche empörende Empfindungslosigkeit hätte ich der Bourgeoisie, den Reichen trotz

meiner an denselben gemachten furchtbaren Erfahrungen doch nimmer zugetraut. Bei Alledem konnte der Weißgrüne sich doch nicht enthalten seinen Unmuth über den König auszusprechen, zu tadeln, daß er durch seinen Eigensinn und durch den Anschluß an die verhaßten Preußen das Alles hervorgerufen habe. Der Haß gegen die Preußen gab sich allwege kund, bei den Demokraten wie bei den Reaktionären. Am ersten Revolutionstage hieß es, daß die Preußen kämen; da eilte Alles ans Frankfurter Thor und bauete Barrikaden. Tags darauf ging ich hinaus um sie zu besehen und fand keine Spur mehr davon. Ueberhaupt konnte man der ganzen Bewegung gleich anmerken, daß keine ernstliche Demonstration zu erwarten stand.

Nachdem man die Volksmasse in der Petersstraße zerstreut hatte, schien augenblicklich Alles beendigt zu sein. In kurzer Zeit sammelten sich jedoch wieder einige Waghälse und bauten mitten in der Grimma'schen Straße eine Barrikade aus Schuh-Kisten. Sie nahmen Buden und Kisten der Schuster weg auf dem nahen Marktplatze, verschanzten sich damit und hielten, einige Wenige, die Communalgarde von Leipzig die ganze Nacht hindurch im Schach. Die Com-

munalgarde soll sich überaus vortrefflich bewiesen haben — im Einlenken in eine Querstraße, sobald der erste Schuß von der Barrikade auf sie fiel.

Des Morgens wurde die Schuster-Barrikade endlich genommen. Die Reaktion hatte gesiegt. Um künftighin ihres Sieges noch mehr gewiß zu sein, verstärkte sie sich durch ein Corps von Zimmerleuten, Fleischhauer-Knechten, die mit Beilen und Aexten bewaffnet waren, die Communalgarde bot sie zum eigenen Schutze auf; die Stadtverordneten zahlten ihnen 20 Silbergroschen Taglohn und gaben ihnen volle Flaschen so viel sie wollten, und die Leipziger Demokraten wurden durch die Silbergroschen und die Weinflaschen bekehrt, sie wurden die Leibgarde der Communalgarde so wie die Blousenmänner, sie wurden die Leibgarde der Reaktion. Studenten und Andere bewaffneten sich auch gegen die Demokraten, gegen die „Socialisten" und „Communisten", zur Erhaltung von Ruhe, Ordnung und Sicherheit. So endigte die Leipziger Revolution, großartig wie wenige gewesen sind. Das Stadtverordneten-Collegium hatte eine Deputation nach Dresden abgesandt, um sich von dem Vorhandensein der provisorischen

Regierung zu überzeugen. Ein Plakat versprach augenblickliche Nachricht darüber; es blieb jedoch viele Tage angeheftet ohne nachfolgende Nachricht.

In Dresden scheint man einige Tage zu frühe losgeschlagen zu haben. Vorzüglich scheiterte aber die Sache an der Unbehülflichkeit des Nationalgarde-Commandanten von Dresden, an der Passivität der Leipziger und des übrigen Landes. Die Bauern sprachen früher viel, thaten aber wenig als es Ernst wurde. Ganz wie bei uns in Oesterreich!

Mit unserm Vaterlande, namentlich mit Böhmen, scheint die Dresdner Bewegung in einiger Verbindung gestanden zu sein, obgleich ich fest überzeugt bin, daß sich die Lenker der Bewegung hierin sehr verrechnet haben. Denn Böhmen wird sich nicht erheben gegen die Regierung, sein Interesse ist mit dem der österreichischen Dynastie zu eng verbunden. Man hatte uns oft gesagt, daß in wenigen Tagen der Aufstand in Böhmen losbrechen werde; das hörte ich seit dem März; ich verneinte es; desgleichen in Betreff der übrigen österreichischen Provinzen. Man nannte mich einen „Heuler". Man hat mit den eignen politischen Gesinnungsgenossen große

Noth. Wenn man nicht in überspannten Hoffnungen schwelgt, wenn man Bedenken gegen die Plane äußert, die auf derlei Hoffnungen und nicht auf den wirklichen Faktoren basirt sind, dann heißt man bei den guten Leuten ein „Heuler". Es ist aber fast besser, gar nicht zu lachen als zu frühe zu lachen!

Unsere Stellung in Leipzig während der Revolution war peinvoll. Die dortigen Demokraten waren über uns bereits sehr aufgebracht, daß wir uns nicht an der Revolution betheiligten. Die Regierung heulte in allen Manifesten über „die fremden Bösewichter", die den Aufstand in Dresden bewirkt hätten. Wir waren der Regierung Dank schuldig, daß sie uns ein Asyl gewährt hatte und wollten nicht das Gastrecht mißbrauchen. In einem fremden Lande, wo man die Faktoren nicht kennt, womit man arbeiten, wirken soll, wäre es auch mehr als Tollkühnheit, sich in eine Bewegung hineinzustürzen, die von vorn herein falsch angelegt und schnell enden mußte. Dennoch plagte man einen braven Mann in Leipzig meinetwegen, hielt bei ihm Hausdurchsuchung, forderte ihn vor das Polizeigericht, wollte wissen daß bei ihm das Büreau der Wiener Flüchtlinge war u. dgl. Von

einem Büreau der Wiener Flüchtlinge hatte ich nie eine Ahnung, erst mit der Polizei-Erklärung ging sie mir auf.

Meine Freunde besuchten mich oft, um sich mit mir wegen unserer kritischen Lage, die jeden Augenblick noch bedenklicher wurde, zu berathen. Wir zogen uns während der Bewegung zurück. Nachdem die Sache in Dresden mißglückt war, sahen wir ein daß wir auch in Leipzig nicht mehr sicher waren. Es hatten sich vielleicht ein Paar Wiener Flüchtlinge am Aufstande betheiligt, deshalb mußten wir Alle leiden. Die elende Denunziation der „Wiener Zeitung", worin man schrieb daß Goldmark, Kudlich und ich uns an der Dresdner Revolution betheiligt, daß wir auf den Barrikaden mit rothen Fahnen in der Hand erschienen und das Volk zum Kampfe ermuntert hätten, diese reaktionäre Lüge wirkte natürlich auf die sächsische Regierung vollständig. Ich schnürte mein Bündlein, es war sehr klein, denn die österreichische Regierung hatte meine Kleidung, meine literärischen Arbeiten, sie hat mir Alles weggenommen, — ich wollte abreisen. Wohin? Ueber Baiern und Würtemberg in die Schweiz, oder nach Hamburg? So unangenehm es mir war, preußischen und hannoverischen Boden zu

betreten, ging ich doch nach Hamburg, weil mir diese Stadt als der einzig sichere Zufluchtsort bezeichnet wurde.

Die Reise war sicherer, als ich es erwartet hatte. Zwar mußte ich so manchen Censorblick aushalten von uniformirten und nicht uniformirten Gensdarmen, Polizeispionen und dergleichen Menschen, mit denen ich ehedem am allerwenigsten zu thun hatte. Es kann kaum etwas Peinlicheres für den ehrlichen Mann geben, als von der Polizei abzuhängen, immerdar sich von ihrer tückischen Gewalt umgarnt zu sehn! Einen liebenswürdigen Reisegefährten hatte mir das Schicksal an einem Tyroler aus Meran gegeben, der aber — ein geborner Hamburger war. Der Mann Gottes, in einer Republik geboren — die freilich nicht zu den „rothen" gehört — war würdig, ein Tyroler zu sein; er war durch und durch schwarzgelb. Klagte der über die Demokraten und Wühler! Auf der Lüneburger Haide sang er die österreichische Volkshymne vor den Haideschnucken und erging sich in patriotischen Lobreden auf die österreichische Glückseligkeit. Armes Wien, wie schrecklich hast du dich getäuscht, als du meintest, in den Provinzen sei es so licht, wie in dir! Auf der Lüneburger

Haide die österreichische Volkshymne! Wie bedeutungsvoll! Wenn es in Oesterreich so fort geht, wie jetzt, wird bald aus den einst blühenden Ländern wohl eine ungeheure Lüneburger Haide werden! Italien, Ungarn, sind sie nicht jetzt schon öde Lüneburger Haiden der Freiheit und des Volksglückes geworden? Und wie lächerlich nimmt sich jetzt eure habsburgische Volkshymne aus, ihr guten Oesterreicher! Sie ist ein Anachronismus geworden, sie ist von der russischen Volkshymne verdrängt, und nur letztere hat noch eine Bedeutung für die treuen Anhänger des Hauses Habsburg-Lothringen, die ja mit ihrem gekrönten Patrone nichts sind, als russische Unterthanen!

Hamburg leidet trotz der dänischen Blokade noch nicht an der Auszehrung. Das magere diätetische Leipzig und das fette Hamburg, das reiche üppige Hamburg! Das erstemal in meinem Leben betrat ich den Boden einer Republik. Ich brachte die Begriffe eines Demokraten mit und glaubte in der „Republik“ Hamburg einigermaßen die Verwirklichung meiner Begriffe mit eigenen Augen anschauen zu können. Aber unschuldige Naivetät eines im monarchischen Vollblutlande aufgewachsenen Oesterreichers! Ich stellte mir vor, daß man in einer Republik blos

Menschen mit Calabresern, Blousen, bärtigen Gesichtern und dergleichen begegne. Welche Täuschung! Das sieht Alles so loyal, so ordnungs- und ruhemäßig aus, daß man gleich erkennt, die hamburgische Republik werde dem Selbstherrscher aller Reußen keine Gelegenheit geben, zum Schutze der Familie, der Religion und des Eigenthums seine Kosacken und Baschkiren marschiren zu lassen. Siehst du die Volkswehr an, so erscheint sie dir etwa wie einst die kaiserlich-königlichen Garden, glatt, aber nur noch viel sanftmüthiger. Doch ist sie gut einexercirt.

Bereits in Leipzig fiel uns das Alte, Philisterhafte auf, in Hamburg noch viel mehr. Sonderbar, der Deutsche, der kühn genug ist, mit seinen Gedanken den Himmel zu stürmen und unsern Herrgott zur Weltseele zu degradiren, klebt an der Form wie kein anderes Volk, mit Ausnahme des stammverwandten Engländers.

In Hamburg fand ich vorzüglich liebenswürdige Menschen, wie selten irgendwo. Das Exil wäre hier wahrscheinlich am erträglichsten, wenn uns die Republik Hamburg ertragen wollte. Ich darf hier nicht weilen, und muß meinen Wanderstab weiter setzen. Einen Monat und einige

Tage verlebte ich in Hamburg. Gerade jetzt wo ich mich so heimisch fühle, muß ich wieder fort.

Vor einem Jahre sangen wir mit Andacht das deutsche Volkslied, jetzt klingt es anders. „Was ist das deutsche Vaterland?" Ists Oesterreich? Nein, da mußte ich fliehen! Ists Preußenland? Nein, da wurde ich verhaftet. Ists Sachsenland? Nein, da wurde ich weggewiesen. Ists Hanovranerland, ist Baiernland? Nein, da wurden Steckbriefe gegen mich publicirt. Ist's Hamburgs freie Stadt? Nein, die stößt mich mit monarchischer Polizeiwillkür fort. Wo ist das deutsche Vaterland? In England und Amerika! Dort allein findet der Deutsche, der sein Freiheits- und Ehrgefühl nicht von den russisch-preußisch-österreichischen Bajonetten ersticken lassen will, eine sichere und ungekränkte Zuflucht!

Wenn meine slavischen Landsleute lesen werden wie es mir in Deutschland ergangen ist, werden sie vor Schadenfreude jubeln, da mir Deutschland so schlecht gelohnt, dem ich so treu angehangen, daß ich der Germania wegen die Slovenia verlassen. Freuet euch immerhin, daß mich Deutschland ausstößt! Doch nein, nicht Deutschland, nur die deutsche Polizei! Das deut-

sche Volk hat mir Liebe bewiesen. Ich bleibe ihm auch in der Ferne treu. Schwarzrothgolden, durch Nacht uud Blut zur goldenen Freiheit! Wenn man erst singen wird: „Noch ist Deutschland nicht verloren,“ wird es wahrhaft besser werden. Singet es, daß Berg und Thal wiederhalle, damit Deutschland sich aufraffe und sich rette!

Ihr edle Deutschen, raffet euch auf, sonst wird es zu spät. Schon klopft die russische Knute an euere Pforte, der Slave ist dem Germanen schon über den Kopf gewachsen. Raffet euch auf, denn bald wird es zu spät. Der Preuße hat überall, in all euern Landen, seine Macht begründet. Ihr truget ihm die Kaiserkrone an, er wollte sie nicht von euch annehmen, denn er will Herrscher über Deutschland sein durch eigene Machtvollkommenheit, durch die Macht seiner Bayonette, nicht durch die Machtvollkommenheit des Nationalwillens. Raffet euch auf! Der Preuße ist nicht weniger Unterknees des Czaren als die Oesterreicher. Nur kurze Zeit noch, und der Czar wird selbst mit der Knute die Huldigung von Euch holen.

Ich schließe meine Memoiren. Die letzte Periode schrieb ich in jenem Zustande, in dem

einst das Volk Israel war, als es, umgürtet, den Wanderstab in der Hand, das Osterlamm aß. Reisefertig, neubewegt, aber nicht von Freude, sondern von tiefer Wehmuth, schrieb ich sie nieder. Zum viertenmal binnen vier Monaten muß ich fliehen, und jetzt aus Deutschland, wo es kein Asyl mehr gibt für einen freisinnigen Deutschen. Die Darstellung meiner Lebensereignisse, die mit den politischen Ereignissen in Oesterreich Hand in Hand gehen, suchte ich naturgetreu, einfach, wie sie aus meiner Erinnerung hervorging, wiederzugeben. Es ist ein Testament, denn Memoiren in einem solchen Zeitdrange, in solcher Sturmperiode geschrieben, sind auch ein Testament, ein Vermächtniß mit dem, was man erlebt, mit den Erfahrungen, die man gemacht, ein Testament, das man den Zeitgenossen zu Nutz und Frommen hinterläßt. Die Form meiner Memoiren mag hart, unkünstlerisch sein, aber wer fragt bei einem Testamente nach dem Style? —

Gruß und Kuß allen Freunden und Freiheitskämpfern! Muth, Beharrlichkeit allen Freiheitskämpfern! Sieg der gerechten Sache!

Das ist der Wahrheit letzter Schluß:
Nur der verdient die Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Staatliche Bibliothek Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Füster, Anton

Memoiren vom März 1848 bis Juli 1849 Beitrag zur Geschichte der Wiener Revolution

Bd.: 2

Frankfurt am Main (1850)

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Rev.o.299(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11753681-5